



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kern, Fritz: Die neue Armut und die neuen Armen. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

1921: 548

# Die neue Armut und die neuen Armen\*)

Von Fritz Kern

## I.

### 1.



Wir sind uns klar darüber, daß das deutsche Volk mitten in einer Katastrophe steht, und doch freut sich jeder von uns, solange die Sonne scheint, wieder verstohlen des Lebens, indem er die Wirklichkeit vergißt. Wir martern uns durch Zahlen und Erkenntnisse, die vernichtend erscheinen, und dann setzen wir uns zu Tisch mit dem Stoßseufzer: man könnte überhaupt nicht mehr leben und wirken, wenn man nicht jene Zahlen auf Augenblicke abschüttelte! Wie der Schwindfüchtige bis zum letzten Augenblick an das Leben glaubt, so sind wir abgehärtet gegen Katastrophen und vernichtende Eindrücke, denn immer kam wieder ein Tag, und immer ist uns noch das Letzte erspart geblieben. Muß es denn wirklich kommen? Und wenn es kommen muß, sollen wir dann nicht umso heißer den Schein des Lebens, der uns umgibt, genießen? Vielleicht macht doch die Logik der Ereignisse irgendwo halt; vielleicht geschieht das Wunder ohne unser Zutun von außen; vielleicht, während die Tendenz der unerbittlichen Zahlen immer jähler in die Tiefe führt, steht das entschwundene, uns noch so nahe Behagen der vergangenen Jahre wie eine Fata Morgana in einer traumhaft schwankenden Zukunft wieder auf. Seit sechs Jahren leben wir in einem unausgesetzten Trommelfeuer stärkster Erschütterungen. Das stummt ab. Und doch sind die Zahlen wahr, und wenn wir uns nicht täglich und skündlich am eigenen Schopfe packen, um uns aus dem Sumpfe selbstzufriedener Halbheiten zu reißen, so muß uns der Sumpf verschlingen.

Einer der wenigen nüchtern blickenden sozialistischen Wirtschaftsschriftsteller, Richard Calwer, hat im Oktober 1920 die Forderung aufgestellt, daß, um den sonst unvermeidlichen Staatsbankrott zu verhüten, die Löhne und Gehälter aller Arbeiter und Beamten um 50 vom Hundert herabgesetzt, die Arbeitszeit von 8 auf 11 Stunden erhöht, der Arbeitszwang eingeführt, alle überflüssigen Beamten und Arbeiter entlassen, der Zinsfuß der fundierten Schulden auf 25 v. H. ermäßigt, die Arbeitslosenunterstützung aufgehoben, der Druck neuer Banknoten vollständig eingestellt werde. Auch nach Durchführung dieser Punkte — Calwer selbst zweifelt an ihrer Durchführbarkeit — würde es noch nicht einmal gewiß sein, ob sich der „Zusammenbruch“ in verhältnismäßig naher Zukunft verhüten ließe.

\*) Nachstehendes sind die Grundgedanken des Vortrages, mit welchem der VII. evangelisch-landeskirchliche soziale Kursus zu Berlin und Düsseldorf, September und Oktober 1920 eingeleitet wurde. Nach dem Plan des Kursus sollte der Vortrag auch einen Überblick über die gesamte wirtschaftliche Lage Deutschlands geben; doch konnte ein Teil dieser Aufgabe durch den Niedersächsischen Vortrag (Grenzboten, Heft 47/48) als erfüllt angesehen werden. Weitere Literaturangaben siehe am Schluß.

Die mangelnde Solidarität der Menschheit, wie sie Nieders an dem Mordinstrument von Versailles erläutert, und die mangelnde Solidarität innerhalb des deutschen Volkes, wie sie kürzlich Solmsen geschildert hat,\*) dies weltgeschichtliche Paradigma vom Zerfall eines Volkes erfährt durch das Calwer'sche Programm von der privatwirtschaftlich-sozialen Seite her eine grelle, aufrüttelnde Beleuchtung.

Wird sich der einzelne endlich darüber klar, daß nicht mehr die Teuerung, sondern die Verarmung das Wesentliche an seiner Not geworden ist, so kann er dies für die einzelnen Stände des Volkes an folgendem Beispiel überblicken:

Vor dem Krieg hatte der Direktor einer Hypothekenbank etwa 10 000 Dollar, ein deutscher Professor etwa 2500 Dollar, ein deutscher Arbeiter etwa 500 Dollar, die Mark in amerikanisches Geld umgerechnet, zu verzehren. Heute bezieht der Hypothekenbankdirektor etwa 1000 Dollar, der Professor 400 Dollar und der Arbeiter 300 Dollar. Das bedeutet, daß der Hypothekenbankdirektor ein Zehntel, der Professor ein Achtel und der Arbeiter mehr als die Hälfte seines Vorkriegseinkommens an Goldwert bekommt. Da, an der Goldparität gemessen, das Leben, z. B. die Mieten, in Deutschland heute noch bedeutend billiger ist als vor dem Krieg, so kann, im Durchschnitt aller Lebensbedürfnisse gerechnet, der Arbeiter heute reichlich die Hälfte seiner früheren Lebensbedürfnisse, der Professor etwa ein Viertel, der Hypothekenbankdirektor ein Achtel befriedigen, wenn man die Steuern außer acht läßt. Die Steuerbelastung ist aber bei allen drei Kategorien, und zwar progressiv, um das Vielfache gestiegen. Mit anderen Worten, der vierte Stand hat sich dem Mittelstand stark angenähert, jedoch so, daß beide an wirklichen Einnahmen außerordentlich zurückgegangen sind. Das überdurchschnittliche Einkommen spielt im privatwirtschaftlich-sozialen Gesamtbild eine geringere Rolle, und wir werden unser Augenmerk hauptsächlich auf die Entwicklung des Mittelstandes und des vierten Standes zu richten haben. Zwischen Mittelstand und viertem Stand sind also heute die Lebensgüter erheblich gleichmäßiger verteilt, aber die Substanz, die es zu verteilen gilt, hat sich in einem unerhörten Maße verringert.

Was heißt denn eigentlich „teuer“ und „billig“? Weshalb war das Leben in Deutschland vor dem Krieg so billig? Nur deshalb, weil wir reich waren.

Der Vorkriegswohlstand war insbesondere ein Paradies des Mittelstandes. Ein ganz geringer Überschuß über das Daseinsminimum befähigte damals schon den Europäer, insbesondere den Nordeuropäer, vor allem den Engländer oder Deutschen, sich als Teilhaber der Weltherrschaft der weißen Rasse zu fühlen. Denn es war ja alles so billig für ihn. Billigkeit der Verbrauchsgüter ist nur ein anderer Ausdruck für Kaufkraft, d. h. Wohlstand der betreffenden Verbraucherschicht. Wenn man sich z. B. schon für 20 *M* einen vollständigen Goethe kaufen konnte, so war das billig für den deutschen Mittelstand und sogar für den deutschen Arbeiter, weil so ziemlich jeder leicht über diese Summe zum Zweck eines solchen Bücherkaufs verfügen konnte. Und was für einen Goethe galt, das galt auch für einen anderen Genußgegenstand, eine Familienreise an den Rhein usw. Teuer war die „Kultur“ und „Zivilisation“ schon damals für den chinesischen Kuli, der nur wenige Pfennige am Tage verdiente, oder für einen Armenhändler in Deutschland. Heute kostet derselbe Goethe 200 *M* = 20 *Fr.*, ist also gerade so billig oder billiger für den

\*) Vgl. Literaturangaben am Schluß.

Schweizer Bürger oder Arbeiter. Nur der deutsche Lehrer oder Student ist mittlerweile auf den Vermögensstand des Kuli oder Armenhäuslers herabgesunken, er kann in bitterem Ringen um die Daseinsfristung diese 20 Fr. oder 200 *M* nicht mehr für einen Goethe anlegen. Solange er nun nicht seine Lebensbedürfnisse auf den Stand eines Kulis oder Armenhäuslers herabgeschraubt hat, ist er tatsächlich viel ärmer als der Kuli, der seine Handvoll Reis verdient, aber nichts anderes kennt.

Mit 400 Dollar jährlich steht heute der Angehörige des deutschen Mittelstandes in der Welt; damit soll er außer der Sicherstellung der eigenen Existenz noch geistige Führerarbeit leisten. Und wenn sich auch augenblicklich noch in Deutschland mit diesen 400 Dollar vielleicht ebensoviel anfangen läßt, wie in Amerika mit 1000 — wo kein Schuhpußer mit 1000 Dollar auskommen kann —, so darf nicht vergessen werden, daß die 400 Dollar Gehalt oder Lohn nicht einmal wirkliche Dollars sind, sondern mehr oder weniger fiktiven Charakter haben. Wir bekommen sie in deutscher Reichsmark, die sich von Tag zu Tag mehr entwertet. Kommt aber einmal der Augenblick, wo entweder die Notenpresse stillgelegt wird, oder wo die Bevölkerung sich weigert, dieses Papier anzunehmen, das nur durch seinen Aufdruck an die alte Goldmark erinnert, in Wirklichkeit aber Münzverfälschung bedeutet — und einer dieser beiden Augenblicke muß unweigerlich eintreten —, so beträgt unser Gehalt auch nur wieder einen Bruchteil der 400 Dollar. Entweder der gänzlich verarmte Staat kann uns, wenn er die Notenpresse einmal stilllegt, nicht einmal diese Summe mehr gewähren, oder die Kaufkraft des Papiergeldes sinkt nach russischem und österreichischem Vorgang so ins Bodenlose hinab, daß wir gezwungen sind, von dem heute empfangenen Scheineinkommen kaufmännisch noch vieles abzuschreiben.

Eine deutsche Mittelstandsfamilie, die vor dem Kriege mit 12 000 *M* jährlich alle wichtigen materiellen und geistigen Bedürfnisse befriedigen und ihre sozialen Leistungen erfüllen konnte, würde heute, wenn die Angleichung an den Weltmarktpreis und die Aufzehrung der Reserven sich vollendet hat, etwa 30 000 Schweizer Franken Jahreseinnahmen oder 400 000 *M* heutigen Wertes benötigen.

Wenn Sie sich vorstellen, Sie müßten sich neu ausstatten und wollten mit gleichen Ansprüchen leben wie einst, so würde ein Jahresverbrauch von 400 000 *M* nicht zu hoch gegriffen sein — tatsächlich verbraucht der Holländer oder Schweizer Bürger so viel — vorausgesetzt, daß Ihre Besteuerung auf dem alten, geringen Stand bliebe, was ja natürlich nicht der Fall ist. Aber auch wenn Sie etwa  $\frac{1}{2}$  Million Mark Jahreseinnahme hätten, so würden Sie doch nicht mehr entfernt so leben können wie 1914, weil eben die Welt um Sie inzwischen eine andere geworden ist, eine Welt mit mehr Seuchen und Krankheiten, mit geringerer Sicherheit des Lebens und Eigentums, schlechterem Verkehr, herabgesetzten geistigen Leistungen, gesunkener Moral, Zurückgehen der Kultur, Einschrumpfen aller Zivilisationsrichtungen, die auf Massenverbrauch eingestellt waren und die wir eigentlich für das Selbstverständlichste und Sicherste aller Dinge hielten. Früher glaubten wir, die Kultur könnte wohl zurückgehen, aber die Zivilisation doch eigentlich nur immer fortschreiten, denn Einbrüche wie zur Zeit der Völkerwanderung wären nicht mehr vorstellbar. Das Telephon zum Beispiel wäre nun einmal erfunden und zur Erweiterung des Verkehrs unentbehrlich; infolgedessen könnte seine Verbreitung kaum schrumpfen. Jetzt erleben wir staunend, wie — für uns,

weil wir verarmt sind — der Gebrauch einer Unmenge von Gütern aufhört und die bisher selbstverständliche Wachstumsstimmung ins Gegenteil umschlägt.

Früher, wenn wir nach Italien reisten, was dem deutschen Mittelstand so leicht möglich war, daß wir uns wunderten, nicht mehr reisenden Italienern in Deutschland zu begegnen, bemerkten wir wohl, daß dort eine Schreibmaschine ein seltener Gegenstand war und belächelten die Italiener als rückständig, statt einfach den Unterschied des Wohlstandes zu sehen. Nachdem wir jetzt auf einer viel tieferen Stand gekommen sind, können wir bald unseren Kindern vom Einst wie vom Märchen des verlorenen Paradieses erzählen.

Es ist eine der großen Lehren unseres weltgeschichtlichen Zeitalters, daß es weniger auf die individuelle Wohlfahrt ankommt, als auf die Wohlfahrt der Gemeinschaft, in der man lebt, auch für den einzelnen selbst. Ein Millionär in Serbien war 1914 in Wirklichkeit ärmer als ein kleiner Rentner in Deutschland. Und so möchte ich hier schon das Gleichnis gebrauchen, das für die später zu erörternde Erfahrung unserer Tage ein treffendes Bild bieten dürfte: Es nützt dem einzelnen wenig, wenn er in die Höhe klettert und nicht bemerkt, daß die Wand, an der er klettert, sinkt. Es müssen an Stelle des individuellen Kletterns vielmehr erst einmal alle zusammenstehen, um die Wand zu stützen und so lange auf das persönliche Vorankommen verzichten.

Der vierte Stand hat sich vor dem Krieg bitter darüber beschwert und seine ganze Lebensstimmung und politische Organisation darauf eingestellt, daß die Güterverteilung ungerecht wäre. Es hätte ja wohl manches gerechter sein können, aber schließlich war doch damals etwas zum Verteilen da, und es kam doch allen Volksgenossen, vor allem auch dem vierten Stand zugute, daß der Mittelstand ein verhältnismäßig gehobenes Dasein hatte. Das befähigte diesen Mittelstand zu geistigen und materiellen Leistungen für das Ganze, auf denen auch die Lebensmöglichkeit des vierten Standes beruhte. Und was für den Mittelstand gilt, gilt ganz ebenso für das große Kapital: der Reichtum im Vorkriegsdeutschland war ganz wesentlich Betriebskapital und arbeitete so rationell für die Gesamtheit, wie kein Reichtum früherer Geschichtsperioden. Er war unentbehrlich für die Blüte und Selbständigkeit des deutschen Volkes in der Welt. Wenn in Deutschland damals wie heute so sehr die Stimmung vorherrschte, daß es einer dem andern nicht gönnen will, mehr zu haben, als er selbst, so liegt heute die Kurzsicht einer solchen Einstellung klar zutage. Heute, wo wir fast alle arm geworden sind, ersticken die verhältnismäßig wenigen Reichen, die wir noch haben, zum Teil in einem unproduktiven, sozial schädlichen Reichtum; andere aber, die ihren Reichtum als Betriebskapital für die Gesamtheit arbeiten lassen, werden von der Gleichmacherei, von der Vermögenskonfiskation durch Steuern bedroht, womit die Henne, welche die goldnen Eier legen soll, geschlachtet wird. Aber da heute der Kampf jedes nur für sich, folglich aller gegen alle den Mangel jedes einzelnen immer neu entfacht, so haben sich auch die bösen und harten Züge des wirtschaftlichen Kampfes noch verschärft, statt daß die allgemeine Not die allgemeine Solidarität gefördert hätte. Und zwar zeigt sich die verstärkte Abwendung vom Gemeinsinn seit dem Zusammenbruch Deutschlands gleichmäßig in allen wirtschaftlichen und sozialen Schichten der Nation.

Der blühende Zustand Europas und besonders Deutschlands vor sechs Jahren gründete sich

1. auf den Besitz von Rohstoffen, namentlich Kohle und Eisen, die durch die Entwicklung des menschlichen Geistes zu den hochwertigsten aller Rohstoffe geworden waren,

2. auf eine besonders wertvolle aktuelle Arbeit der Nation, eine Qualitätserzeugung gemäß dem allgemeinen Kulturstand der Bevölkerung, der Höhe der Wissenschaft, Technik, Bildung, Erziehung und Arbeitsgemeinschaft;

3. auf die jährlich anwachsenden Früchte langer Friedensarbeit, auf die Rücklagen, die dem ganzen Volk, nicht nur den einzelnen Kapitalisten, einen immer breiteren Zustrom von Lebensgütern außer den unmittelbar erarbeiteten gewährleisteten, kurz, auf die nationale Arbeitsgemeinschaft von Generation zu Generation.

Es gab infolge dieser Aufsummung zweckmäßiger Gütererzeugung durch lange Jahre keine spürbaren Ketten aller Schulden, unproduktiver Verpflichtungen mehr. Die Erragnisse der aktuellen Arbeit wurden zum sofortigen Verbrauch für Lebensgüter oder zur Aufspeicherung, zur Kapitalbildung frei verwendbar.

Was uns heute schon so fern berührt: die Lasten für tote Zwecke fehlten, und der jährlich wachsende Zuschuß aus den Folgewirkungen früherer Arbeit wurde nicht oder doch nicht in erwähnenswertem Maße konfisziert, versteckt, hinterzogen, ins Ausland verschleppt oder in sinnlosem Luxus vergeudet, sondern er arbeitete, in der Hauptsache pflichtbewußt, in einem gesunden Zusammenhang privatkapitalistischer und allgemein volkswirtschaftlicher Interessen wenigstens. Er war in guten Händen, und da die Deutschen unter sich Grund hatten, mindestens wirtschaftlich aufeinander und auf ihren Staat zu vertrauen, da es damals u. a. auch ein gutes Geschäft war, Deutscher zu sein, so ging allgemeine und private Arbeit organisch zusammen. Die praktischen Anlagezwecke, das genügsame Sparen, das unternehmende Erweitern der wirtschaftlichen Tätigkeit, das verhältnismäßig geringe Maß der Verschwendung, der rechtliche, offene vertrauensvolle und stabile Charakter der wirtschaftlichen Beziehungen: das alles entsprach dem Typus einer Gesellschaft, die durch solide Eigenschaften vorankommt. Die Menschen lebten im allgemeinen nicht so gut, wie sie hätten leben können, während wir jetzt alle noch besser leben, als wir es im Grunde vermögen, da wir in einem Fieberzustand sind, der die Erkenntnis des tatsächlichen wirtschaftlichen Abgrundes, über dem wir schweben, noch verhüllt. Damals war es für die oberen Schichten und den Mittelstand verhältnismäßig leicht, Vermögen zu erhalten und in gesunden Grenzen zu mehren, aber es war verhältnismäßig schwierig, das Geld auf der Straße zu finden wie heute. Die Gediegenheit und Zuverlässigkeit der öffentlichen und wirtschaftlichen Sitten war das gesunde Gegenteil von heute.

Der Besitz der Rohstoffe, die aktuelle Arbeit und die Verwendung der Rücklagen war aber geschützt durch die Macht, einmal durch die Macht der kapital und waffenstarken weißen Rasse über die stationäreren Völker der Erde, und im besonderen durch die Macht unseres Staates, die unsere Wirtschaft vor Beraubung und Einengung schützte. Diesen Faktor der Macht, d. h. der nationalen Solidarität gegen außen, haben wir vor dem Kriege nicht genügend hoch eingeschätzt. Wir hatten nicht denselben Instinkt dafür, wie die Engländer oder Franzosen.

Der Deutsche spürte fast keine Steuern, er seufzte zwar, aber der Unterschied ist uns heute klar geworden. Niemals zufrieden zu sein, gehört nun einmal zu den Attributen der menschlichen Glückseligkeit. Die Ausgaben, die das Reich für scheinbar unproduktive Zwecke forderte, waren verschwindend; unsere ganze einstige deutsche Flotte hat 2½ Milliarden gekostet; es ist namenlos zu denken, daß eine halbe Milliarde mehr, für das Heer ausgegeben, aller Wahrscheinlichkeit nach den Verlust der Marneeschlacht und damit wohl des Krieges verhütet hätte und daß wir heute für unsere feindliche Besatzung im Rheinland zehn mal soviel bezahlen müssen, wie in unserem einstigen Reichthum für die eigene Wehrmacht! Gegen den Staat hatte man fast nur Rechte und mit Ausnahme der allgemeinen Wehrpflicht kaum spürbare oder drückende Pflichten; er drückte vielleicht zu wenig, sicher nicht zuviel.

Unsere Lage 1914 war wirtschaftlich fast beispiellos in der Geschichte, sie entsprach genau dem Ideal der Nationalökonomie, der Formel, die etwa so ausgedrückt wurde:

„Das Ideal volkswirtschaftlicher Entwicklung ist, daß eine wachsende Bevölkerung die Nugwirkung ihrer Arbeit und damit ihr „Einkommen“ in einem Maße zu steigern vermag, daß gleichzeitig  
erstens eine gebesserte Lebenshaltung, also ausgiebige Befriedigung der materiellen und geistigen Bedürfnisse, und zweitens eine Vermehrung des Volkswohlstandes außerdem erzielt wird.“

Es war ein fortdauernder Überschuß der Erzeugung über den Verbrauch trotz fortdauernder Steigerung des Verbrauchs, der Lebenshaltung, des Daseinsminimums, des Luxus, aller Ansprüche. Wir sind uns heute darüber klar geworden, weil wir in allem das Gegenteil erleben: Eine abnehmende Bevölkerung, die Nugwirkung der Arbeit vermindert, das an sich zweckmäßige Erzeugen erschwert durch die Zerstörung der alten Ordnung, durch die Abnahme der Kaufkraft, Unsicherheit, Unfreiheit usw. Die Erträgnisse der Arbeit sind ferner über unsere Kraft vorbelastet durch die Abgaben an unproduktive Zwecke, Schulden, Feindesforderungen. Obwohl also der einzelne weit mehr spart, die Lebenshaltung herabsetzt, seine materiellen und geistigen Bedürfnisse nicht pflegen darf, tritt hierdurch keine Vermehrung des Volkswohlstandes, keine Ersparnis ein, sondern auch der Volkswohlstand vermindert sich zusehends unter den erdroffelnden Lebensbedingungen der Gesamtheit. Die Reserven werden aufgebraucht trotz äußerstem Zurückschrauben der Bedürfnisse des einzelnen bei einer fortwährend wachsenden Schuldentlast. Überall ist die Decke zu knapp. Die vielen Bedürftigen zehren sich gegenseitig auf; kurz, wir haben das Gegenteil des wirtschaftlichen Paradieses, die wirtschaftliche Hölle. Statt des Wachstums droht von allen Seiten eine Aussterbe- und Bankrottstimmung, die ihren Charakter erhält durch die beispiellose Zähigkeit, mit der sich alles vollzieht. Das hielten wir für ganz unmöglich. Wir hatten eine Zuversicht, die sich im wesentlichen darauf gründete, daß unsere Stellung unter den europäischen Großvölkern in gewissem Maße immer eine günstige sein würde durch äußeren Umfang, Geschichte usw., daß das Wachstum des deutschen Volkes (das bis 1870, ja noch länger, bis zu Bismarcks Zollpolitik von 1879, gehemmt war durch äußere Schranken und innere Zerrissenheit) sich von den 80er Jahren ab explosiv entfaltet hatte, ohne weltreichartige

Ländergebiete zu besitzen wie die Engländer oder Russen. Es entstand eine künstliche Weltmacht durch Warenausfuhr, allerdings bei intensivster Bodennutzung durch rationelle Landwirtschaft; aber die Landwirtschaft hätte doch niemals auf ihrem kleinen Gebiet eine Weltmacht fundieren können.

Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war Westeuropa infolge des jahrhundertelangen politischen und wirtschaftlichen Siechtums des alten Deutschlands führend. Jetzt, seit etwa der Jahrhundertwende, überflügelte die deutsche wirtschaftliche Entwicklung die Westeuropas im Zeitmaß. Dies war die tiefste Wurzel des Krieges, in dem die Westmächte durch eine überlegene politische Schulung und ein großes Erbe den Ring der Welt zur Erdrosselung des deutschen Volkes bilden konnten.

Um zu veranschaulichen, wie sehr der Deutsche jeden Standes Teilhaber dieser Blüte war, nur ein paar Zahlen:

Zwischen der Mitte der 80er Jahre und dem Kriegsausbruch hatte sich, auf den Kopf der deutschen Bevölkerung gerechnet, der Verbrauch an Roggen um 25 %, an dem kostspieligeren Weizen um 40 %, an Kartoffeln um 50 %, an Zucker um 165 % gesteigert. Im Brotverbrauch standen wir an der Spitze aller Völker, im Fleisch- und Zuckerverbrauch nur noch hinter den Angelsachsen zurück, denen wir uns rasch näherten, während Rußland im Verbrauch der kostbareren Nahrungsmittel wohl unsern armen Stand vor hundert Jahren verkörperte. So ging es Jahr für Jahr vorwärts. Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Volkes wuchsen; die Achillesferse unseres Volksdaseins, nämlich die starke Angreifbarkeit eines so an die Wohlhabenheit gewöhnten Volkes durch den englischen Hungerkrieg, wurde kaum ins Auge gefaßt. Es war eine Kleinigkeit, den jährlichen Zuschuß ausländischer Nahrungs- und Futtermittel aus den Überschüssen unserer Volkswirtschaft vor dem Krieg zu bezahlen.

Ferner ist zum Verständnis dieser Zahlen und gleichzeitig als kürzester Ausdruck der wirtschaftlichen Leistung des ganzen Volkes zu erwähnen, daß der Jahresertrag der deutschen Ernte von 1885/9 bis 1913 an Roggen und Weizen sich von 9 auf 16 Millionen Tonnen, an Kartoffeln von 29 auf 54 Millionen, an Rübenzucker (verarbeitet) von 900 000 auf 2,7 Millionen Tonnen gesteigert hatte. Wir erzeugten im letzten Friedensjahr mehr als anderthalbmal so viel Kartoffeln wie das 40 mal größere Rußland und sogar sechsmal soviel wie die 15 mal größeren Vereinigten Staaten von Nordamerika, die uns an Weizen und Roggen noch nicht um  $\frac{1}{2}$  übertrafen. Daß der Ernteertrag auf der von uns bebauten Bodenfläche auf eine solche Höhe gebracht wurde, daß er das Doppelte bis Dreifache wie in Amerika, Rußland oder gar in Frankreich betrug, war nur möglich, durch die Ausnützung des Bodens und die rationelle Bewirtschaftung, wie sie sonst in keinem Land vorgenommen wurde. Mit der zweckmäßigen Verwendung von Menschen und Material hatten wir einen solchen Rekord erreicht, daß selbst das von Natur ertragreichste Land der Erde mit unserer Landwirtschaft nicht mehr wetteifern konnte. Welche Summe von Volkstüchtigkeit liegt in diesem Vergleich! Heute ist die landwirtschaftliche Anbaufläche Deutschlands zunächst durch die Abtretungen geschmälert. Das übrig gebliebene Deutschland müßte, da im Osten viel landwirtschaftliches Überschufland verlorengegangen ist, für die verhältnismäßig gewachsene Verbraucherzahl seine landwirtschaftliche

Erzeugung also noch steigern. Infolge Rückgangs der Anbauflächen, unzulänglicher Bestellung und ungenügender Düngung, kurz, durch Verarmung und Verwirrung des Erzeugungsmechanismus, sind aber 1920 beinahe 4½ Millionen Tonnen Brotgetreide weniger als vor dem Krieg auf derselben Gebietsfläche geerntet worden. An Brotgetreide allein ist der Einfuhrbedarf des heutigen verarmten Deutschlands im Winter 1920/21 zwischen 8 und 15 Milliarden Mark zu veranschlagen; das beträgt für jede vierköpfige Familie in einem Winter 500 bis 1000 Mark, die an das Ausland abgeführt werden müssen, — nur um das farge tägliche Brot auf dem Tisch zu finden. Diese Zahl bei unserm sonstigen Defizit bedeutet das Gegenteil von dem, was die Deutschen erhofft haben, als sie 1918 im Vertrauen auf die Menschlichkeit fremdländischer Staatsmänner und Völker einen Brot- und Entwaffnungsfrieden schließen wollten; sie bedeutet das abermalige Näherücken des buchstäblichen Hungertodes für die schwächeren Teile der Bevölkerung, unvermeidlich in dem Augenblick, da die Kaufkraft der Mark auf die der österreichischen Krone gesunken sein sollte. Welch fürchterlichen Ernst die vierte Bitte des Vaterunsers auf lange hinaus für jeden Deutschen behält, mag hiernach ermessen werden. Der physische Hungertod hat ja bereits begonnen und unter den vielen Namenlosen, die er hinwegrafft, ragt doch zuweilen auch ein Name auf, der die unbegreifliche Häßlichkeit im Schicksal des begabtesten und bis vor kurzem reichsten der Völker grell beleuchtet. So starb im Oktober 1920 in einem Vorort des ehemals heiteren Wiens einer der größten Meteorologen der Welt im klaren Bewußtsein seines Schicksals an Hungerödem, nachdem seine monatliche Pension von 430 Kronen auf die Kaufkraft von etwa 10 Goldmark herabgesunken war.

Ähnlich wie bei diesem Beispiel finden wir überall, wo wir in die volkswirtschaftlichen Tabellen hineinstecken, eine weltgeschichtlich beispiellose Blüte bis zum Krieg und einen atemraubenden Verfall in der Gegenwart. Es ist den Engländern wohl gelungen. Bei dem Mechanismus der weltbedeutenden deutschen Industrie ist der Pendelausschlag noch heftiger als bei der Landwirtschaft, deren Aufstieg und Niedergang von Natur einen begrenzteren Spielraum hat.

Wir nahmen in den fetten Jahrzehnten in einer unbegrenzten Hauffestimmung den fortwährenden Zuwachs an Lebensgütern als selbstverständlich an. Nicht minder als von der Hebung des Wohlstandes galt dies von der Verlängerung der Lebensdauer, von der Verbreiterung der Wohlfahrtseinrichtungen, des Bildungsgrades und des Luxus. Die Umhegung des Einzellebens war erstaunlich; trotz der Vermehrung des Volkes um jährlich fast 1 Million — eine ganze Provinz —, die wir restlos in der wachsenden Volkswirtschaft verwenden konnten, war jedes Einzelleben kostbarer, gepflegter geworden. Nicht nur wurde die Aufgabe bewältigt, diesen jährlichen Zuwachs unterzubringen, sondern er wurde mit jedem Jahr besser untergebracht und jedes Individuum bedachtsamer geschügt als früher. Vieles von dem, was damals selbstverständlich erschien, berührt uns heute schon wie ein Märchen, so etwa die Nahrungsmittelpolizei, die beispielsweise verbot, Butter und Margarine im gleichen Raum zu verkaufen.

Der alte Malhus war ad absurdum geführt: trotz raschem Steigen der Bevölkerungszahl wurde der Anteil jedes einzelnen an den Glücksgütern alljährlich größer. Der Zustand des Wachstums wurde als normal empfunden;

die Zeit war für uns schon längst überlebt, da wir Menschen exportierten. Wir hatten praktisch keine Arbeitslosigkeit mehr.

3.

Wie weit war der einzelne Deutsche sich seines Zusammenhanges mit der allgemeinen Wohlfahrt bewußt und wie weit hat dies Bewußtsein auch unsere Organisationen durchdrungen?

Das Gefühl der Teilhaberschaft am nationalen Gedeih und Verderb war im Deutschen immer schwach entwickelt und ist heute noch niederzehend gering. Daß die mangelnde Solidarität des Deutschen einer der Hauptgründe unserer heutigen Lage ist, dafür nur ein Beispiel an Stelle vieler:

Im Sommer 1919 hat Erzberger die Unterzeichnung des Friedens in Weimar nur durch das Argument durchgesetzt, daß im andern Fall einzelne Teile Deutschlands Sonderfrieden schließen und die Einheit der Nation dann für immer verloren ginge. Könnte man sich auf jeden Deutschen national verlassen im Sinne des Zusammenhalts — wie z. B. jeder Engländer sich als Shareholder der großen Weltverwaltungs-kompanie England, als ein kleiner Dschingis Khan auf Aktien, fühlt —, dann hätte eine vorübergehende gewaltsame Trennung durch den Feind ja gerade den umgekehrten Erfolg des von den Feinden Gewünschten gezeitigt. Man stelle sich nur vor, daß wir 1870 die Provence oder die Normandie mit dem Abschluß von Sonderfrieden hätten verlocken wollen! Wären wir ein Volk auch nur im Sinne der Iren oder Ägypter, dann hätte jenes Argument keinen Staatsmann irre geführt. Aber hätten wir heute einen Bürgermeister von Cork, so würde er vergeblich 74 Tage lang gegen Feindesgewalt mit der Waffe des Märtyrertums kämpfen. Sein Tod würde ja in unserer Presse und in den stumpfen Empfindungen weiter Volksteile nur durch ein mattes Echo aufgefangen und der Funke des Heldentums vielleicht nicht zünden. Und weil dem so ist, hatten wir auch keinen nationalen Führer vor und nach dem Krieg, war Mangel an einiger Gesinnung die eigentlich entscheidende Kraft gegen uns selbst.

Ich glaube mich weiterer Beispiele an dieser Stelle enthalten zu können, möchte aber nur den Begriff, mit dem ich dies hier nahebrachte, erläutern, den Begriff der Solidarität oder des Zusammenhalts. Ich deutete schon an, daß die Solidarität zwei Dimensionen hat, eine räumliche, die aktuelle Volksgemeinschaft, und eine zeitliche, das Bewahren des Erbes. Der Mangel an Solidarität erscheint bei uns im Raum wie in der Zeit. Zeitlich sind wir abgewichen von der großen aufbauenden Überlieferung der Linie von 1640—1870 und haben mindestens seit 1917 die Überlieferung des mangelnden Gemeinfinns von Segest bis auf den Rheinbund erneuert. Die lebende Solidarität in einer Nation hat zur Folge, daß alle individuelle Kraft und Arbeit, auch wo sie im stillen und einzelnen wirkt, bewußt oder unbewußt sich dem Gesamtziel einfligt, denn es bildet sich der Gemeininstinkt aus, der wie im Ameisenstaat auch das einzelne Gliedchen zum Gesamtzweck führt. Wir hatten zu viel tote Arbeitsteilung. Als unser Mechanismus durch das Schicksal zerbrochen wurde, haben wir zwar das arbeitsteilige Schufsten noch nicht aufgegeben, aber es läuft alles in den Ruinen wirr durcheinander und gegeneinander, weil der neue, heilige Instinkt noch fehlt.

Zu den unheilvollen Überlieferungen, die noch immer leben, gehört auch die politische Rückwirkung der konfessionellen Spaltung. Keine unserer beiden

Konfessionen ist an sich nationaler als die andere. Denken Sie nur an die *catholiques de France*, die Katholiken Polens. Aber als einziges großes, in zwei konfessionelle Hälften gespaltenes Volk haben gerade wir Deutschen die leise Scheidewand der Konfession selbst bei den letzten Aufgaben der Nation in ihrem Daseinskampf nicht wegräumen können. Wenn im Weltkrieg das evangelische Alt-Württemberg, das im 17. und noch im 19. Jahrhundert an der Seite der Franzosen gegen den Kaiser gekämpft hatte, im großen ganzen ein Vorbild unerschütterlicher Opferstimmung war — so sehr, daß wir den Krieg trotz allem nicht hätten verlieren können, wenn alle Teile des Reiches ebenso gesinnt gewesen wären —, und wenn das nicht minder tapfere und deutschgesinnte Neu-Württemberg eben doch einen Erzberger nach Berlin abgeordnet und den widernatürlichen Bund der katholischen mit der marxistischen Weltanschauung gegen den preußisch-protestantisch-national geführten Staat geduldet hat, so wird dies nicht erwähnt, um hier im Kreis von Evangelischen Ruhmredigkeit oder gar eine falsche Polemik anzuregen. Sondern es soll daran erinnert werden, daß die Kreise, die seit 1870 die Verantwortung für das Ganze in besonderem Maße trugen, auch in Zukunft die Pflicht haben, jene andern Volksteile, die noch um ein zweites Zentrum neben der Nation kreisen, durch ihr Beispiel, durch ebenso versöhnliche und brüderliche Haltung wie führenden Opfergeist, in der guten Richtung mit sich fortzureißen.

Hier muß ich auch vom Antisemitismus unserer Tage sprechen. Er gründet sich auf die Überzeugung, daß die Juden schon vor dem Krieg, während desselben und bei der Revolution den Zusammenhalt der Nation unterhöhlt haben, teilweise ohne ihren Willen, einfach, weil ihnen der Blutininstinkt zum Ganzen fehlt, wobei sie zwar dem Staat, der sie schützt, Gehorsam erweisen, aber nicht biologisch gewordene Glieder der Familie sein können, denen das Volk mehr ist als das eigene Ich. Man klagt die Juden an, daß sie die Opferstimmung im Krieg am frühesten durchbrochen und das Beispiel gegeben haben, dem die gesamte Volksmasse bis in den Abgrund gefolgt ist. Wenn manche Juden bei all den Gewissensproben, welche die Kriegsverhältnisse an jeden einzelnen stellten, die Flucht vor der allgemeinen Sache begünstigt und damit Schule gemacht haben, so wäre es indes gefährlich, das Quantum der Fahnenflucht auf unserer Seite geringer anzunehmen. Es ist nicht das Richtige, die Schuld nur beim andern zu sehen und sich dadurch der eigenen zu entlasten. Jedes Volk hat die Juden, die es verdient. Wenn wir nicht lernen, durch eigene nationale Kraft unsere Juden positiv mitzureißen und sie so national zu machen, wie es nun einmal die Juden Englands und Frankreichs sind, so kann die antisemitische Welle, die augenblicklich durch unser Land geht, nichts nützen, aber vieles verderben. Nicht spalten und abstoßen, sondern verbinden und anziehen ist die Aufgabe wahrer solidarischer Arbeit am Volk und Staat. Wir schlugen sooft in unserer Geschichte zu spät und schlugen ins Leere. Möchte man darum weniger gegen die Juden als gegen den Geist der Unsolidarität bei den Juden wie bei uns selbst ankämpfen. Man wird dann denjenigen Teil des Judentums, der mit dem Deutschtum geht, nicht aufs neue in einen Haß hineintreiben, den wir uns in unserer jetzigen Ohnmacht am wenigsten leisten sollten, und man wird zugleich Positives zur Erziehung unseres eigenen Volkes leisten. Es gilt, nichts zu vertuschen und keinen Sophisten,

der mit noch so gewandter Zunge unserm Volk Egoismus und Kosmopolitismus als Ersatz für das Volkstum anpreist, zu schonen.

Gerade die Geschichte der Juden bietet für unsere heutige Lage ein großes Beispiel. Nach dem Verlust ihres Staates wurden sie in der Zerstreuung erst groß und mächtig, weil die enge Gemeinschaft um ihren Gott jeden einzelnen erhöhte und alle zusammen kräftigte. Von Jahwe, d. h. der Volkssolidarität, abgewandt, wird der Jude individualistisch, zersetzend, weil er hinausgestoßen ist in die Vereinzelnung und weil das Deutschtum ihn nicht genügend in sich hineinziehen vermocht hat wie das Briten- und Franzosentum. In der neuen, deutschen Gemeinschaft, auf die unsere Zeit zugeht, müssen die Besten der deutschen Juden sich in unserem Hause als Bruder fühlen lernen und Schulter an Schulter mit uns die gemeinschaftsfeindlichen Kräfte bekämpfen. Das müssen wir ihnen ermöglichen, indem wir die rechte Form der Abwehr wie der Zusammenarbeit finden.

Solidaritätswidrigen Kräften ließ der Deutsche zu viel Spielraum. Die Einheit Deutschlands war jedenfalls nicht erlebt genug, sie war zu äußerlich, zu viel noch befohlen, das, was die Franzosen mit so geschickter Verleumdung als den „preußischen Mechanismus“, als die bloße starre Form bezeichnet haben. Das war in gewisser Weise da, aber nicht im Preußentum als solchem, sondern in verschiedener Art im gesamten Deutschtum. Der Wille zum Ganzen war zu vielfach abgelenkt und gebrochen.

Und nun gehen wir zum Hauptherd der geistigen Krankheit, an der heute unser Volk leidet: zu der scheinbaren Grunderkenntnis aus Krieg und Umsturz, daß der „Gute immer der Dumme“ war und daß gerade der, welcher in Deutschland auf den Gemeingeist setzte, falsch gewettet hat, der erste Abtrünnige dagegen recht behielt. Im Zusammenhang mit der Veränderung unserer materiellen Lage hat diese geistige Krankheit uns in das heutige Chaos hineingeführt, in dem nun wir die Aufgabe haben, schaffend eine neue Welt entstehen zu lassen. Dabei stoßen wir immer wieder hart an jene Erfahrung des Volkes: alle die Anstrengungen und Opfer, die uns diesen größten aller Heldenkämpfe aller Jahrtausende durch viereinhalb Jahre auszuhalten ermöglicht haben, was bewirkten sie anderes als den einzelnen zu schwächen oder ganz zu vernichten und durch Verlängerung des Ausharrens auch unsere Leiden wieder zu vergrößern? Die Senkung der Moral und Legalität durch das schlechte Beispiel, dadurch, daß der Drückeberger gegen den Helden Recht behielt und bis heute der Schieber über den Ehrlichen, welches Volk erträgt eine solche Verwirrung der Begriffe, einen solchen Herensabbat der künstlichen Umdrehung aller gewohnten Rechtsverhältnisse und moralischen Lehren, ein solches handgreifliches regnum injustitiae, ohne in eine Psychose zu verfallen?

Doch es kommt nur darauf an, die Gegenrechnung aufzustellen, und die Wahrheit beginnt offenbar zu werden, langsam, aber sie ist auf dem Weg. Wenn man während der vergangenen sechs Jahre von irgendeiner Stelle im öffentlichen Leben aus die Sabotierung der Geschlichkeit und des Gemeingeistes, die Vergeudung und Verschleppung von Besitz, die Durchlöcherung der Ordnung, die Enteignung der Tugend und Richtigkeit im einzelnen mit angesehen hat, so wunderte man sich eher darüber, daß immer noch soviel vom Gerüst des

öffentlichen Daseins in scheinbar unverwundlicher Kraft stehen blieb. Wir sehen jetzt mehr und mehr, daß dieses übrig bleibende Gesamteigentum zur morschen Gewohnheit geworden ist. In einem Augenblick, da es schon zweifelhaft wird, ob die Nation das trockene Brot für alle ihre Angehörigen dauernd wird beschaffen können, ist die Auswirkung des Unrechts zuammen mit der des Unglücks so angewachsen, daß niemand mehr an der Erkenntnis, wie sich Schuld und Wirkung verketteten, vorübergehen kann. Der Verfall des Gemeinnsinns erweist sich als das größte Leiden unter all denen, die wir tragen müssen. Während sich der Ehrliche heute in vergeblichen Anläufen erschöpft und in der kleinen Mühsal des täglichen Lebens an tausend Hemmungen totläuft, schwingt sich der geschickte Gaukler leicht in den Sattel der Macht und des Reichthums. Durch Spiel, Raub, Machtansprüche, Konnexionen und Protektionen sein Leben zu fristen statt durch Arbeit, wird weithin als Nothwendigkeit, jedenfalls als Selbstverständlichkeit empfunden. Ein Vermögen zu erraffen, ist heute leicht, ebenso wie es unmöglich ist, alten Wohlstand auf gewohnte Weise zu bewahren. Die Auflösung des Gemeinnsinns und des öffentlichen Vertrauens ist so weit gediehen, daß Begriffe, wie erlaubte Nothwehr, Mundraub, die früher ein mehr dekoratives Leben im Recht führten, für viele die Grundbegriffe ihres Verhältnisses zur Allgemeinheit geworden sind, wobei das schlechte Beispiel und die immer schärfer einsetzende tatsächliche Noth den Verführer machen. Das Vergehen gegen das Eigentum war vor sechs Jahren sozusagen im Aussterben, wenigstens soweit es aus Noth hervorging; es trat bei verbrecherischen Anlagen, aber selten aus Armut hervor, denn die Versuchung war nicht allgegenwärtig. Wie anders wurden früher die Gebote und Verordnungen des Staates aufgefaßt! Die Staatsvernunf, die zum Besten aller ausschlug, hatte sich augenscheinlich bewährt; sie war die sicherste Grundlage alles Handels und Wandels. Aus unseren Leiden begreifen wir heute erst, wie viel der Gemeinnsinn von einst bedeutet hat, selbst wo er mechanisiert war.

Heute läuft der unmittelbare Privatnutzen nicht mehr wie einst dem allgemeinen Vorteil meist von Natur parallel, sondern ihm zuwider. Wieviele haben da die Stärke, jedesmal den unmittelbaren Privatnutzen hinter die Erwägung zu stellen, daß nur die von jedem geübte Hingabe an den allgemeinen Nutzen letzten Endes auch die Privaten retten kann? Der einzelne sieht ja im Privatnutzen das einzig „Gewisse“; opfert er ihn der Allgemeinheit, ja wem kommt er denn da zugute, seinen Kindern oder den Franzosen?

Im früheren Gemeinwesen hatten Staat und Reich einen gemeinsamen Blutkreislauf wie ein Körper und seine Organe. Heute leben teils die einzelnen im Staat wie Eingeweidewürmer, teils erdroffelt der Staat wie eine Schlingpflanze das Volk. Nachdem die einzelnen öfters erfahren haben, daß sie schlecht regiert werden, haben sie das Gefühl verloren, organisch mit dem Staat verwachsen zu sein und haben sich nun selbst angewöhnt, den Staat zu betrügen, ihm immer weitere Säfte zu entziehen, statt für ihn Säfte zu bilden. Sie vergessen dabei, daß auch der Schmarotzer meistens untergeht, wenn sein Wirt an Auszehrung stirbt. So krank sind wir geworden, daß selbst die bessere Erkenntnis noch kein besseres Handeln hervorbringt, weil eben der einzelne noch keine neue Solidarität im Ganzen sieht. Der Staat andererseits sucht, je machtloser er

den Massendelikten gegen das Gemeinwohl gegenübersteht, durch Zwang seine Autorität wieder zu erkämpfen. Aber nichts ist gefährlicher für die letzten Reste von Staatsansehen als drakonische Drohungen, die auf dem Papier bleiben. Je weniger der Staat fertig bringt, desto leichter überschreitet er sich. Milde Gesetze und ihre strikte Befolgung sind das Zeichen einer gesunden Gemeinschaft, strenge Gesetze und eine davon weit abweichende Lage Übung das Merkmal einer zerrissenen Gesellschaft.

4.

So wie wir hier zusammengekommen sind, meine Herren, um Maßstäbe für das Ungeheure unserer weltgeschichtlich gewordenen Zeit zu finden, so versuchen es heute in Deutschland manche, die vielfach überlebten, für eine andere Zeitsimmung geschaffenen Begriffe umzuschmelzen und das verworrene Schicksal, das uns alle umgibt, mit der Klarheit des Gedankens zu durchdringen. Meine wissenschaftliche Überzeugung ist es, daß nichts rascher zum Mittelpunkt des Problems hinführt als die alte christliche Gesellschaftslehre, — sowie überhaupt nichts in der chaotischen Gegenwart mehr Zukunft hat als alte verdunkelte religiöse und sittliche Wahrheiten. Lassen Sie mich darum einmal die Umbildung Deutschlands in dieser unserer Zeit auffassen als ein gewaltiges Paradigma für die Gesellschaftslehre, wie sie Ihnen aus den Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche und aus der Weisheit der Kirchenväter und der mittelalterlichen Denker entgespringt. Ich will versuchen, mit äußerster Kürze die wesentlichen Begriffe herauszuheben, wie sie mir aus Augustin und Dante, aus der Scholastik und der Gedankenarbeit des christlichen Naturrechts geläufig sind.\*)

Wir haben zwei Grundtypen, die materiell gerichtete Gesellschaft und die idealistisch gerichtete Gemeinschaft, *civitas terrena* und *civitas Dei*. In der *civitas terrena* beherrscht die Materie als Ziel die Triebe der Menschen. Es liegt in dem Wesen der materiellen Güter, daß sie entzweien. Was der eine hat, kann der andere nicht haben, und immer hat der eine mehr als der andere. Die *civitas terrena* ist in irgendeiner Form der Kampf aller gegen alle. Das Geistige, das in ihr lebt, ist Mittel, Technik, das Ziel bleibt irgendwie stets materieller Genuß. Infolgedessen ist hier der Mensch im Grunde des Menschen Feind, wenn er auch, um den Menschen als Mittel zu benützen, Stücke Wegs mit ihm zusammengeht. Von Stufe zu Stufe führt die *civitas terrena* zur Selbstzerfleischung und Selbstauflösung. So geht es durch alle Kreise des Inferno hinab bis zur Vollendung: dem rein isolierten Individuum, das in der Materie erstarrt. Ergebnis: das Elend jedes einzelnen und aller zusammen. Rein utilitaristisch gesehen ist die *civitas terrena* eine verfehlte Sache, ein Widerspruch in sich selbst. Ob es sich nun um das Verhalten untereinander streitender Völker oder sich bekämpfender Klassen im Staat oder um sonstige dissoziative Erscheinungen handelt bis herab zu den Spaltungen innerhalb der ersten Kreise, bis zu Ehebruch oder dem Verrat an Kameraden, überall zeigt dieser Typus der *civitas terrena* die Grunderrscheinung: daß das materielle Gut entzweit statt zu verbinden, unselig macht statt zu befreien. Es ist die Tendenz zur Vereinzelung und zum Chaos.

\*) F. Kern, *Humana civilitas, Staat, Kirche und Kultur (Mittelalterliche Studien I)*, Leipzig 1913. F. Kern, *Dante, Tübingen* 1914.

In der civitas Dei verschwindet das Individuum für sich selbst, soweit es Materie ist, und weitet sich zum Kosmos, soweit es Geist ist. Das geistige Gut verringert sich nicht durch Abgaben, sondern es wächst durch Mitteilung, der eine entzündet und bereichert sich am andern. Aller Hader ist ein Stück Materialismus, beim Geist ist Liebe und Zusammenarbeit, nicht sich selbst zerreibende, sondern sich steigende gesammelte Kraft. Das Individuum, das den Läuterungsberg hinaufgeschritten ist und auf jeder Stufe mehr Gemeinschaftsgeist sich erkämpft und die individuelle Schwerlast der Materie abgeworfen hat, mündet freudig, souverän und doch demütig, in dem reichgegliederten, arbeitsteiligen Paradies, der civitas Dei, die nicht ein graues unterschiedsloses seliges Einerlei, sondern die höchste Differenzierung des geistigen Gutes in unzähligen individuellen Widerspiegelungen ist.

Nur der Geist, nicht die Materie ist schöpferisch. So gliedert in der wirklichen civitas Dei der Geist sich in unendlicher und doch klarer Mannigfaltigkeit in die Materie hinein; er verbindet den Staatsmann, den Erzieher, den Denker, den Erwerbstätigen, bis herab zum letzten Knecht! Sie bilden einen wirklichen „Staat“, ein organisches Ganzes, das die Verrichtungen der Kultur erfüllt und immer weiter ausbaut. Die civitas Dei flieht nicht aus der Wirklichkeit, sondern ergreift sie, um sie im geistigen Sinne zu erschaffen. Ein Enkel dieser altchristlichen Gesellschaftslehre, hat auch Hegel im Staat die objektivierte und organisierte Vernunft gesehen.

Wenn wir heute an unsern Staat von 1914 mit seiner Fürsorge, Ordnung, Redlichkeit, Sachlichkeit, Zueinandergreifen in anständiger, ruhiger Evolution zurückdenken, so gewahren wir mit größerer Klarheit als früher, wie, obwohl der Idealismus der einzelnen und die persönliche Sittlichkeit vielleicht nicht höher standen als heute, doch in den Einrichtungen, den Sitten und Ueberlieferungen sich ein System sittlicher Werte aufgesummt und sozusagen mechanisiert hatte, das heute durchlöchert oder zerbrochen ist. — Nur beiläufig möchte ich hinzufügen, damit Sie mich nicht mißverstehen und keine zu weitgehende Idealisierung des früheren Zustandes bei mir vermuten, daß die Möglichkeit des Durchlöcherns und Zerbrechens dieser sogenannten civitas Dei von 1914 nur deshalb gegeben war, weil sie eben weitgehend mechanisiert war. Wäre sie durchweg ein lebendiges Feuer der Gesinnung statt eines Mechanismus gewesen, so hätte sie nicht zerbrochen werden können, — doch dies nur nebenbei, es kommt mir vor allem darauf an, Sie davon zu überzeugen, daß die Anwendung der Kategorien „idealistische Gemeinschaft und materielle Gesellschaft“, wie sie der Kieler Soziologe Tönnies unabhängig von den christlichen Gesellschaftslehren, aber völlig parallel mit dem Blick eines phantasiebegabten, soziologischen Empirikers gefunden hat,<sup>\*)</sup> unentbehrlich ist, um Grunderscheinungen unserer gesellschaftlichen Umbildung zu verstehen.

Die beiden Typen der civitas terrena und der civitas Dei sind ideale Schemata, die natürlich in unserer aus Geist und Leben gemischten Wirklichkeit so nicht rein vorkommen. Alle unsere Ideale, Parteiprogramme, öffentlichen Einrichtungen sind gemischt aus Idealen und Interessen, so wie wir selbst aus Geist und Materie bestehen. Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir nun

<sup>\*)</sup> F. Tönnies, *Gesellschaft und Gemeinschaft*. Grundbegriffe der reinen Soziologie, 2. Aufl. Berlin, Curtius 1912.

wirklich versuchen wollten, eine Soziologie der geschichtlichen Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit unter diesen Gesichtspunkten zu zeichnen. Sollte ich die Freude haben, dem einen oder anderen von Ihnen an der „Hochschule für Politik“ zu begegnen, wo ich wünschen würde, eine Arbeitsgemeinschaft für diese Fragen sich bilden zu sehen, so ließe sich das näher erläutern. Aber greifen Sie nur selbst hinein in das Erlebte, vergleichen Sie die relativ sehr hohe civitas Dei des Frontsoldaten mit der civitas terrena, der Schuttmoräne der Steppe oder der Kriegsgesellschaften, sehen Sie zu, wie das selige Märtyrertum der einen, der civitas Dei, lange hindurch, unter Verzehr der materiellen Kräfte und des materiellen Daseins ihrer Träger, den Schutzwall bildete für das immer zügelloser sich entfaltende Treiben der civitas terrena und wie dann zuletzt diese jene verschlang; lauschen Sie in unserer Gegenwart, in unserer nächsten Zukunft auf das Werden und Wachsen einer neuen unsichtbaren Kirche unter wahrhaften Deutschen, die den Glauben haben, daß das ungeheure Chaos, in dem wir alle ringen, an sich selber sterben muß und daß eine neue Generation aus der Prüfung dieser Tage heraus zu einer neuen Solidarität zusammenwächst, — dann, meine Herren, werden Sie selbst aus Ihrer eigenen, in dieser Hinsicht durch so viele Lebenserfahrung bereicherten Anschauung diese Soziologie fortspinnen können, der, wie ich glaube, eine große wissenschaftliche und praktische Zukunft bevorsteht.

Nehmen wir einmal ein aktuelles Beispiel, die grauenhafte Entwertung der Mark. Sie begann, als der Ausgang des Krieges lehrte, daß die ganze Kriegsarbeit Deutschlands keine produktive, sondern eine verlorene wäre. In diesem Augenblick stabilisierte sich die Teuerung, die durch die inneren Verhältnisse während des Krieges hervorgerufen war, und gleichzeitig sank unser internationaler Kredit, nicht nur durch den verlorenen Krieg, sondern infolge des Mangels an Volkssolidarität, den die Welt seit den Revolutionskämpfen bei uns gewährte. Wir hätten dem Markverfall damals aber begegnen können, einmal durch Steuerheroismus, durch eine gesunde, starke Regierung und einen ebenso gesunden und starken Opferwillen in uns allen. Wir hätten dem Markverfall weiter vorbeugen können durch spartanische Sparsamkeit. Statt dessen setzte sich während des Jahres 1919 die Markentwertung entscheidend fort, namentlich durch folgende Umstände:

1. Die Einfuhr überstieg bei weitem die Ausfuhr. Das war infolge unserer Aushungerung unvermeidlich, aber es wäre ein heilbarer Schaden geblieben, wenn die Einfuhr streng nur für produktive Zwecke, Ernährung und zu verarbeitende Rohstoffe erfolgt wäre. Statt dessen begünstigte die Unordnung in Deutschland, die Zügellosigkeit der Bevölkerung, die Schwäche der Regierung und die bewußte Zerstörungsneigung der Feinde die Einfuhr von unnötigen Luxusgegenständen. Im Sommer 1919 fühlte jeder volkswirtschaftlich Denkende gruselig, wie das deutsche Volk einen unerhört großen Teil seines Vermögens verbrauchte und vernaschte. Jede Zigarette und Tafel Schokolade kostete eben im damaligen Augenblick nicht nur den Valutapreis an sich, sondern entwertete in vertausendfacher Wirkung den Wert aller noch vorhandenen Markwerte, die vielfach rascher Verschleuderung im sogenannten „Ausverkauf“ Deutschlands anheimfielen. Wir tauschten damals sozusagen Grundstücke, Aktien, Kunstwerke gegen Zigaretten und Parfüms, genau der umgekehrte Prozeß wie früher, als wir vermöge unserer

rationellen Arbeit billig kauften. Wir bezahlten die Einfuhr mit dem Kapital statt mit den Zinsen. Eine Genußsucht, die zu anderen Zeiten harmlos gewesen wäre, wurde in jener Krisis zum Verhängnis, ebenso wie ein Schwerkranker durch einen kleinen Spaziergang, der einen Gesunden erfrischen würde, sich den Tod holen kann.

2. Ein zweiter Grund der Markentwertung ist die unbegrenzte Schaffung künstlicher Kaufkraft durch ungedeckte öffentliche Ausgaben. Staat und Gemeinden wetteiferten durch schlaffe Zügelführung im Budget, Verschwendung und Verantwortungslosigkeit, durch reichliche Vermehrung der Pfründen an Freunde und Parteigenossen, durch nicht genügend scharfe Aufsicht auf den Schmuggelhandel usw., ja durch direkte Plünderung die Grundlagen einer gesunden Wirtschaft zu zerstören. Von Schulden kann man aber immer nur eine bestimmte Zeit leben, und der Augenblick, wo wir den Strich unter diese Schleudermwirtschaft machen müssen, wird durch Schwäche immer hinausgeschoben. Jeder Tag, den es länger dauert, macht die Heilung unmöglicher, die kommende Katastrophe fürchterlicher.

3. Der dritte Hauptgrund der Markentwertung ist Kapital- und Steuerflucht, überhaupt die ganze individualistische, gemeinschaftswidrige Gebarung des einzelnen, die herrschend geworden ist: „heimlich verdienen, heimlich verzehren.“ Der einzelne entzieht die Kräfte, die er hat, der Gemeinschaft. Er ist einmal in die fürchterliche Bahn geraten, daß er glaubt, für sich allein sein Dasein retten zu müssen auf Kosten der Gesamtheit. Einzelnen gelingt es ja auch, auf diese Weise im Wohlstand zu bleiben, und die übrigen zahlen die Zeche, aber im Grund wird doch kaum einer seines Raubes froh; auch hier gilt es, in solidarischer Haftung die Sünden zu bezahlen. Denken wir noch einmal an die sinkende Wand! In der heutigen Gesellschaft klettert jeder mit verdoppelter Kraft und Hast, um wieder in die Höhe zu kommen. Wir müssen aber erst alle zusammenstehen, um die Wand zu stützen, dann erst bekommt das Klettern einen Sinn.

Sie sehen an diesem Beispiel, daß wir heute vor neuen, wissenschaftlichen Aufgaben stehen. Diese Dinge wirklich empirisch und objektiv festzustellen, bildet eine Schule der Erkenntnis, eine große Lehre vom praktischen Wert der Solidarität. Die kommenden sechs Jahre werden in der Krisis, in der wir stehen, aller Wahrscheinlichkeit nach noch ungewöhnlicher und geschichtlich einzigartiger als die sechs, die wir eben erlebt haben, und die Gedanken der Volksgenossen, die sich unaufhörlich mit diesen Dingen beschäftigen, werden willig einer Führung folgen, die zu den Gründen und Gesetzen dieses Geschehens Wege sucht.

Während der Geist überall verbindet, ist das Leben des Lebens Feind, und überall da, wo die Menschen in weiten oder engeren Kreisen zusammenleben, kann man beobachten, wie die Lebenstriebe letzten Endes das Auseinandertreibende, die geistigen das Zusammenführende sind. Wie stark akzentuiert sich nun beides in einem Zeitalter des verzweifeltsten Kampfes ums Leben! Unausgeglichener als in Zeiten mittleren Behagens stehen sich Lebenskampf und geistige Sehnsucht gegenüber. Alles ist heute so entsetzlich interessiert zu verdienen, und man kann es nicht einmal schelten; handelt es sich doch bei den meisten um einen Versuch der Wiederannäherung an die gewohnte, verlorene Lebenshaltung. Aber die uneigennützigste, öffentliche Gesinnung, das gegenseitige Vertrauen in des andern Sachlichkeit ist vermindert und damit eine Basis gesunder nationaler Zusammen-

arbeit. Man kann sich nicht mehr aufeinander verlassen, man besinnt sich aber beim Verlust so vieler Güter auf die im Ich noch lebende Genußfähigkeit und lockert in Verschwendung und Austoben immer weitere Solidaritätsbände gegen Familie und Staat. Der Zwang des Krieges hatte die (vielsach zu mechanisiert aufgefaßte) Anspannung des einzelnen fürs Ganze auf die Spitze getrieben. Die Revolution legitimierte die individuelle Freiheit. Die Flucht vor dem Staat ist jetzt auf einem Punkt angelangt, wo sie bald in den Schrei nach dem Staat umschlagen muß.

Der Krieg mit seiner Auflösung der europäischen Solidarität wurde sofort auch zum Prüfstein der innerdeutschen Solidarität. Betrachten wir diese noch einmal an dem oben gebrauchten Beispiel des Markverfalls.

Wie ist es denn überhaupt zu der Teuerung während des Krieges gekommen, welche der Ausgangspunkt unserer heutigen Geldentwertung geworden ist? Der Nationalökonom sagt: infolge Warenmangels, Übersteigen des Angebots durch die Nachfrage und Schaffung künstlicher Kaufkraft durch Inflation mit Papiergeld. Aber wir hatten doch im ganzen Krieg genug Nahrungsmittel und sonstige Bedürfnisware im Lande, um bei völlig gleichmäßiger Einschränkung ganz ohne Teuerung durchzukommen. Ein heldenhaftes Zusammenhalten aller für einen und eines für alle hätte das hintanhalten können, was wir erlebt haben. Aber der Erzeuger verbrauchte mehr als auf seine gerechte Kopfquote entfiel. Der reiche Verbraucher trieb selbst die Preise und entwickelte den Schleichhandel. Die Staats- und Industriebeamten steigerten willfährig die Löhne und damit die Preise, weil der Staat ja durch die Notenpresse zaubern gelernt hatte. So wurden die Rationen tatsächlich auch für den redlichen Patrioten zum Leben zu knapp, und so entstand jener Zustand, da die Guten scheinbar die Dummen geworden waren und wo einer unserer obersten deutschen Richter, von seinem Gewissen getrieben, sagte: „Ich lebe von Gesetzesübertretungen (weil ich sonst verhungere)“. In Wirklichkeit aber waren doch die ersten Übertreter die Dummen, d. h. dieser Abfall von der Staatsvernunft und dem Gemeinfinn wurde der notwendige Anfang der drückenden Not, Kriegsverdrossenheit, inneren Verzanktheit, kurz, der Katastrophe. Wenn das Individuum den Staat als Feind betrachtet, sich ihm entzieht und ihn betrügt, wo es kann, wie der Neapolitaner vor 1860, so entzieht jeder sich selbst die Lebenskraft, und wenn der Staat seinen inneren Kredit einbüßt, ist auch das Volk verloren.

Inmitten dieser Auflösung der Solidarität stehen wir nun und gewahren erst leise Anfänge dafür, daß sich eine neue bildet. Vor allem ist die Autorität der Gesetze und des Gesetzgebers, des Staates überhaupt auf den Nullpunkt gesunken. In einer dichten Kette von Ursache und Wirkung können wir heute, selbst wenn wir wollten, gar nicht mehr aus dem Kampf aller gegen alle heraus. Wir können uns nicht mehr voll auf den Staat und unseren Nächsten verlassen. Zu oft ist dieses Vertrauen getäuscht worden. „Sauve qui peut“: diese Parole der Fahnenflucht hat zu oft die einzige Maxime des Individuums gebildet. Zu oft haben die Hunde den letzten gebissen, der treu bei der allgemeinen Sache aushielt.

Wir erleben es in diesem Augenblick beispielsweise an der Steuerscheu, was es heißt, einem zerrütteten, vor allem auch moralisch zerrütteten Gemeinwesen anzugehören. Steuern, zu spät und ohne tieferen Verstand, dilettantisch, nur

parlamentarischen Augenblickserfolgen nachstrebend, also unsolidarisch geschaffen, Steuern, deren Erträge unproduktiven Zwecken, vielleicht nur denen des Feindes zugute kommen, Steuern, die den einzelnen erdrücken, ohne daß er den Glauben haben kann, daß sie wenigstens künftigen Geschlechtern zum Heil und zur Heilung unsrer staatlichen Schäden geraten, Steuern, die konfiskatorisch geplant, zum Teil veratorisch eingetrieben und von den Steuerpflichtigen gewissenlos sabotiert werden, das sind wahre Steuern einer civitas terrena. Wir haben uns einmal das tote Organisieren angewöhnt, dies Aufstellen mechanischer Apparate, die ohne die entsprechende Gefinnung leerlaufen.

Wir fragen uns heute: Wie muß ein Staat, eine Regierung aussehen, damit sie vom Volk wirklich große Opfer verlangen kann? Und wie muß ein Volk beschaffen sein, daß es legal bleibt, selbst wenn die Legalität gebietet, zeitlebens zu hungern, zu darben, zu fronden, nur um alte Schulden abzubürden und Ansprüche der Feinde zu befriedigen?

Von vielen wird heute ein Glaube an die Gesamtheit, eine Hingabe an die Gesamtheit, wie wir sie bis in den Krieg hinein übten, als Donquichoterie betrachtet. Und dabei sind die notwendigen Anforderungen an den einzelnen ins Ungeheure gestiegen. Wenn wir noch nachher davon sprechen müssen, wie nahe wir heute dem finanziellen und wirtschaftlichen Bankerott stehen, so haben wir schon jetzt uns verdeutlicht, wie eng sich damit der Bankerott des Gemeinnes verknüpft.

Eine tiefe Erschütterung des Gerechtigkeitsgefühls ist die Folge. In der mechanisierten civitas Dei vor dem Krieg belohnte sich das geringe und bequeme Maß von Gemeinfinn, das vom einzelnen gefordert wurde, von selbst. Die Prämie auf Illegalität, auf unsolidarisches Verhalten war gering. Der Erfolg hatte gelehrt, daß Redlichkeit am längsten währt, und die aufsteigende Linie unsres Staates seit dem Großen Kurfürsten hatte den Deutschen zuversichtlich gemacht, daß auf Zusammenhalt und Opferfinn der Segen des Himmels ruhe. Jetzt dagegen ist das Hiobproblem neu aufgerollt; es geht dem Gerechten, einzelnen wie Völkern, hier so unbegreiflich schlecht, und das Böse triumphiert.

Die größere Macht liegt heute in unserem Land bei den Kräften der Auflösung. Die Macht und das Geld sind zu einem entscheidenden Grad in den Händen teils des Feindes, der ganz unmittelbar die Zerstückung unserer Kraft anstrebt, teils bei rücksichtslosen Egoisten. Die Schwäche der Regierung, das Ideal- und Führerlose unseres Zustandes läßt die einmal zur Oberhand gelangten dissoziativen Kräfte immer weiter erstarken; die Verwilderung der Sitten, wie sie jeder lange Krieg im Gefolge hat, wie sie die Enttäuschung über die Niederlage, der Verlust der Freiheit, die Aussichtslosigkeit unserer materiellen Lage vervielfacht und wie sie die Not und Armut unseres Daseins beinahe zu rechtfertigen scheint: das alles, Ihnen so wohlbekannt, würde, wenn die Zeit eine genauere Analyse der Zustände gestattete, ein trostarmes Gemälde ergeben. Die guten Kräfte sind in unserem Volk nicht erloschen, aber sind so geschwächt, entnervt, überwuchert, daß es, auch wenn wir uns sehr bescheidene Ziele der Wiedergesundung stecken, fraglich erscheint, ob wir sie noch zu erreichen imstande sind. Wirtschaftlich gesprochen, ist es fraglich: ob die Gesamtheit noch die Fähigkeit entwickeln kann, zu einer gesunden Verwaltung und einem das Volk ernährenden Wirtschaftssystem zurückzukehren.

Und es ist fraglich, soziologisch gesehen, ob die für die deutsche Kultur und Lebensfähigkeit maßgebenden Stände, der Mittelstand und der vierte Stand, die Lebensbedingungen aufrechterhalten können, die als Daseinsminimum zur Erfüllung ihrer Aufgaben erscheinen.

5.

Sehen die praktischen Staatsmänner Deutschlands zur Zeit eine Möglichkeit, das Chaos zu entwirren? Hat die Regierung ein Programm?

Soweit sie eines besitzt, gliedert es sich in drei Fragen:

1. Erlaubt der Wille des Feindes unsere Wiederherstellung? (Neubildung eines gewissen europäischen oder Weltgemeinsinns.)

2. Kann Deutschland sein volkswirtschaftliches Gleichgewicht wiederherstellen? (Neuaufbau der deutschen Arbeitsgemeinschaft.)

3. Kann die Staatsverwaltung die nötige Kraft und Autorität, die Bevölkerung die nötige Staatsvernunft wiedergewinnen, aus der allein die Wiederherstellung eines finanziellen Gleichgewichts ersließen kann? (Neuaufbau des staatlichen Gemeinns.)

Das augenblickliche Regierungsprogramm, dürftig wie alles in unserem gegenwärtigen Staat, sucht die Lösung wohl auf dem richtigen Weg, aber noch zu sehr mit mechanischen Mitteln ohne Erneuerung der Gesinnung, wenigstens was die beiden innerdeutschen Seiten, die volkswirtschaftliche und die finanzielle, betrifft. Was die erstgenannte Seite, den Willen des Feindes, anlangt, so steht fest, daß uns Lasten bis zur äußersten Grenze des Tragbaren aufgebürdet werden, und unentschieden ist bisher nur, ob diese Lasten nicht weit darüber hinausgehen. Im Falle einer Überschreitung des Tragbaren würde ein Wiedergewinn des materiellen Gleichgewichts nicht möglich sein, selbst wenn die beiden anderen Fragen, die Arbeitsleistung des deutschen Volkes und die Vernunft der Staatsverwaltung, sich in günstigem Sinne beantworten ließen.

Die französischen Nationalisten suchen ohne Zweifel die endgültige Vernichtung der europäischen Solidarität. Sie haben den Einmarsch ins Ruhrgebiet sorgfältig vorbereitet, auch die üblichen deutschen Verräter zu diesem Zweck schon gewonnen. Sie glauben, daß ein wirtschaftlich wieder erstarkendes, zur Bezahlung von Kriegsschulden fähiges Deutschland einen kräftigen Franzosenhaß entwickeln und trotz unserer Entwaffnung die unnatürliche und verletzende französische Hegemonie am Rhein und damit auf dem ganzen europäischen Festland über kurz oder lang abschütteln wird. Deshalb wollen sie gar nicht uns in stand setzen, eine Kriegsschädigung zu zahlen. Sie wollen gar nicht, daß wir leben. Sondern sie wollen die Ruhrkohle, ebenso wie die Saar- und oberschlesische Kohle in die Hand bekommen und uns dann blockieren, den Brotkorb nach Belieben höher hängen, unsere Industrie verkümmern, unsere vingt millions de trop vor die Hunde gehen lassen.

Es muß sich in den nächsten Wochen und Monaten entscheiden, ob diese französische Nationalistenpartei stark genug ist, ihr Ziel durchzusetzen. Die deutsche Regierung hofft noch, daß es vermieden werden kann. Es ist nicht sicher, daß Millerand dieser Politik zuneigt. Vielleicht sagt er sich, daß diese Politik nur neue Kämpfe auf Tod und Leben in ihrem Schoße birgt und die unermesslichen Leiden, die aus ihr für Deutschland hervorgehen, auch auf Frankreich zurückstrahlen, und

daß es besser ist, die deutsche Fähigkeit, zu vergehen und zu vergessen, solange man nicht gerade bis aufs Blut gepeinigt wird, walten zu lassen. Bei der Lage der Dinge in Frankreich, in England und in Deutschland selbst dürfte an sich aber doch die französische Nationalistenpolitik der stärkste, durchschlagende, jedenfalls aktivste Faktor für unser deutsches Schicksal derzeit sein. Siegt sie, dann sind alle Erwägungen, wie wir hochkommen wollen, zwecklos. Dann sind wir eben offen und ganz unter Fremdherrschaft, und es gibt dann überhaupt keine Regierungsprogramme mehr, vielleicht etwas anderes an ihrer Stelle, nämlich eine neue Gesinnung in unserem Volke.

Wenn nun aber in Frankreich die Vernunft oder wie man es nennen will, etwa die Erkenntnis der eigenen zerrütteten Finanzlage über die Einmarschvorbereitungen obliegt, und wenn dann weiter uns nur eine erträgliche Schuldsomme aufgebürdet wird, worüber laut Friedensvertrag spätestens bis Mai 1921 die Entscheidung gefallen sein muß, dann gilt es in Deutschland zu schuften und zu harben, damit jeder von uns außer der eigenen Familie noch seinen Franzosen oder Engländer miternähre. Dann haben wir uns auf ein Leben einzurichten, das mit Parasiten im eigenen Leib versehen ist, aber immerhin für den geduldigen und arbeitsfreudigen Deutschen so etwas wie ein Leben bedeutet. Und dann würde der zweite Punkt des Regierungsprogramms ins Auge zu fassen sein: der Wiederaufbau unserer wirtschaftlichen Lebensfähigkeit.

Das heißt: Kohle trotz den Franzosen, Arbeitsbereitschaft der Arbeitshand und Erfindungsschöpferkraft der deutschen Intelligenz trotz der leiblichen und geistigen Erschöpfung des Hungerkriegs und des inneren Chaos, Arbeitsfrieden trotz dem durch die allgemeine Verarmung verschärften bellum omnium contra omnes, und heißt zuletzt: offene Absatzgebiete auf dem Weltmarkt trotz der deutschen Machtlosigkeit und der hochgekommenen fremdländischen Konkurrenz.

Was türmen sich hier für Probleme, für Schwierigkeiten! Und wir haben doch keine Wahl, wir müssen sie angreifen, denn es ist uns nicht viel Zeit gelassen zu überlegen, wenn wir uns rein physisch am Leben, auch an einem dürftigen Leben, halten wollen. Zunächst die Kohle:

Hinsichtlich der Kohle bedeutet Spa eine gewisse Revision des Friedensvertrages. Laut Friedensvertrag sollten wir monatlich 3,4 Millionen Tonnen an die Feinde abliefern. In Spa wurden 2 Millionen monatlich festgesetzt. Auch diese Menge ist nach dem Urteil von Stinnes und sämtlichen anderen Fachleuten für die deutsche Industrie immer noch erdroffelnd. Da aber nun die Franzosen tatsächlich mit Kohlen gesättigt sind und auch Italien, unser anderer Hauptgläubiger in Kohle, keinen unbegrenzten Bedarf hat, so hofft die Regierung auf ein gewisses Entgegenkommen der Feinde, um den Rohstoff, der uns notwendig ist wie das liebe Brot, wenn auch nicht sofort in ausreichendem, so doch in steigendem Maß wieder in unsere Verfügung zu bekommen. Die Arbeitsfreudigkeit in der Bevölkerung ist, woran ein Kenner unserer Volkspsyche nie zweifeln durfte, schon in der Wiederherstellung, und die schwere Sorge ist nur: Kann diese Arbeitsfreudigkeit sich betätigen, kann sie fabrizieren und Fabrikate absetzen?

Die deutsche Erfindungsgabe ist ebenfalls ungebrochen. Es berührt wie ein Symbol, daß gerade dieser Tage das Verfahren, künstliche Diamanten herzustellen, in Deutschland praktisch anwendbar geworden zu sein scheint. Im Augenblick, da

man uns in Südwestafrika die reichsten Diamantensfelder der Erde geraubt hat, zwingen wir jetzt anscheinend die Welt, die Diamanten in deutschen Fabriken zu kaufen, weil sie dort billiger und schöner hergestellt werden sollen, als die Natur sie liefert. So ist es auch denkbar, daß Deutschland, das unter dem bittersten Brennstoffmangel leidet, in absehbarer Zeit ein Benzin ausführendes Land sein wird.

Aber dem Fortschritt unserer Wissenschaft und Technik drohen schwere Gefahren durch die materiellen Schranken unserer Lage, insbesondere durch unsere Armut. Was den Arbeitsfrieden zwischen Unternehmern und Arbeitern, die Arbeitsgemeinschaft des deutschen Volkes, die Verstärkung der konvergierenden Kräfte, betrifft als unentbehrliche Voraussetzung unseres künftigen Daseins, so werde ich darüber später bei der Beurteilung der Lage des vierten Standes zu sprechen haben.

Angenommen also, die beiden ersten Vorbedingungen einer Sanierung stellen sich ein, sowohl die Vernunft der Feinde wie die Wiederherstellung der wirtschaftlichen Erzeugungsfähigkeit unseres Volkes, so wäre das dritte Problem zu lösen: die öffentliche Verwaltung müßte gereinigt, insbesondere das Finanzgleichgewicht in Staat, Gemeinden usw. wiederhergestellt werden.

Dazu gehört augenblicklich vor allem eine Ausschaltung der zahllosen unproduktiven Kräfte, die im Verfolg von Krieg und Revolution sich überall eingeschaltet haben, sowohl in die öffentlichen Betriebe und in die Verwaltung selbst, wie durch die Maßnahmen der Verwaltung und Gesetzgebung auch in den großen produktiven Prozeß, z. B. die Industrie. Alle unsere Betriebe fast sind eine große Versorgungsanstalt geworden, eine Erwerbslosenfürsorge, ein Armenhaus. Dadurch werden nicht nur die Betriebskosten unverhältnismäßig gesteigert, sondern auch die Arbeit selbst ist in ungeheurem Maße verschlechtert worden. Bei der eingeborenen, unverfälschten Tüchtigkeit unseres Volkes dürfte man, wenn Kriegspsychose und Unterernährung einmal überwunden werden, wieder erstklassige Arbeit erwarten. Heute hemmen sich die viel zu vielen Arbeiter und Beamten gegenseitig; Scheinarbeit ist Trumpf, und die echte Verantwortung wird künstlich erstickt. Es gilt, die Ehrlichkeit der Arbeit und den Sinn für das Rationelle wiederherzustellen, Drohnen und müßige Pfründeninhaber abzusondern. Es gilt ferner, die Wahrheit unserer finanziellen Lage auch zum Ausdruck kommen zu lassen im Budget, die unaufhörliche und auf die Länge tödliche Lüge der Banknotenpresse abzustellen. Ob es noch geht, ist fraglich und wird innerhalb der Regierung selbst bezweifelt. Es geht selbstverständlich nicht auf einmal. Die Frage ist heute nur, ob es gelingt, die *L e n d e n* zu ändern, d. h. die Schulden- und Notenslut statt lawinenartig in immer rascherem Tempo anschwellen zu lassen, zu *v e r l a n g s a m e n*. Was es für den einzelnen Staatsbetrieb, Beamten, Arbeiter und jede einzelne Staatsnotwendigkeit politischer oder kultureller Art bedeutet, wenn einmal der unvermeidliche Tag kommt, da wir nicht mehr ausgeben dürfen als wir einnehmen, vermag sich heute niemand vorzustellen, — der unvermeidliche Tag, an dem wir endlich spüren werden, wie arm und überschuldet wir geworden sind. Um zusammenzufassen, so besteht also das Regierungsprogramm vor allen Dingen aus drei Punkten:

1. Man glaubt sich diesmal ernstlich entschlossen, eine Überforderung der Feinde bestimmt zurückzuweisen und eine zu hohe Kriegsschadungspflicht nicht zu übernehmen. Dann würden die Franzosen auf ihre Forderungen an uns keine

internationale Anleihe bekommen können, und da sie diese Anleihe brauchen, weil sie vom Schuldner Deutschland direkt ja nichts bekommen können als wertlose Markwerte — Frankreich und Belgien sitzen schon auf 9 Milliarden Marknoten, mit denen sie nichts anfangen können —, so hat Frankreich als Gläubiger ein Interesse daran, zu verhindern, daß Deutschland vor der Welt seine Zahlungsunfähigkeit erklärt.

2. Die Regierung will den Arbeitsprozeß in jeder Weise fördern und solche Dinge wie Sozialisierung nicht unter parteitaktischen, sondern wirklich volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachten.

3. Sie will Beamte entlassen und Gehälter reduzieren, was auch auf die Löhne reduzierend rückwirken soll. Sie will die Qualität der Arbeit heben, indem nicht jeder mehr ein Recht auf Versorgung hat, sondern indem wieder ein starkes Angebot von Arbeitshand die Auslese, das Verantwortungsgefühl und den Sinn für Ökonomie neu erzeugt. Die Regierung will ferner durch beschleunigte Steuereinzahlung, Niederhaltung übermäßiger Industriegewinne und ähnliches der weiteren Überschwemmung mit Papiergeld und was gleichbedeutend damit ist, der weiteren Steigerung der Löhne und Gehälter einen Riegel vorschieben in allerletzter Stunde. Sie will auch die Menschen dazu bringen, sich dort einzustellen, wo sie gebraucht werden, z. B. der Landwirtschaft und der Kohlenenergiezeugung die Arbeitshand zuführen, die dort fehlt, während sie anderweit überzählig ist.

Fragt man die Regierungspersonen, ob sie an die Durchschlagkraft dieses Programms glauben, so begegnet man einem ziemlichen Kleinglauben. Wenn es aber nicht in absehbarer Zeit verwirklicht wird, so ist ein Herabgleiten zu österreichischen Zuständen nach allgemeiner Überzeugung unvermeidlich. Was Österreich binnen eines Jahres erlebt hat, würde dann bei uns insgesamt von 1918 ab zwei bis drei Jahre dauern, aber das Zeitmaß sich immer mehr beschleunigen. In etwa einem Jahre spätestens würde es kein Halten mehr geben, Preise, Löhne usw. würden ins Uferlose steigen, und der Staat käme an den Punkt, wo er seine Verbindlichkeiten auch mit den phantastischsten Einnahmesteigerungen durch Steuern usw. nie mehr auszugleichen instande wäre. Der chronische Staatsbankrott, in dem wir uns befinden — der Staat hat sich z. B. den Kriegsanleihezeichnern gegenüber durch Weltsteuerung und Verfall der Währung schon so entlastet, daß diese für einen erworbenen Zinsanspruch auf 100 Goldmark nur noch 3 Goldmark empfangen! —, würde dann in einen akuten Staatsbankrott übergehen. Die Reduzierung des Beamten- und Arbeiterheeres unter den gegenwärtigen wirtschaftlichen und psychologischen Umständen ist eine Herkulesarbeit, zu welcher der unerläßliche, starke, alles fortreibende Volksführer fehlt. Ein Hinaussetzen der Unproduktiven aus dem Arbeitsprozeß, der allerdings durch sie zur Zeit verschlammmt wird, bedeutet rein finanziell auch nur eine bedingte Entlastung, denn wir sind heute ungefähr auf dem Existenzminimum, ob wir Arbeiter oder höhere Staatsbeamte sind. Bekommt ein an sich überflüssiger Arbeiter oder Beamter heute 15 000—20 000 *M.*, so würde er als Arbeitsloser 6000—8000 *M.* durchschnittlich kosten, und er = n ä h r e n müßten wir ihn doch. Diese also nur unwesentlich billiger mitgeschleppten Arbeitslosen aber — wenn an die Stelle der allgemeinen Unterbringung wieder die nackte wirtschaftliche Wahrheit treten wird — bilden einen Herd fluktuierender Unruhe bei der Auflösung der Staatsautorität, bei dem aufgeregten Betonen der Rechte an Stelle der Pflichten, bei der Protektions- und Konnektionswirtschaft in

allen Ständen und schließlich aus einem nicht unberechtigten Gleichheitsempfinden heraus — denn wer hat im Krieg nicht Gesundheit, Vermögen, Arbeitsgelegenheit, geopfert und dadurch Ansprüche an die scheinbar unerschöpfliche Allgemeinheit erworben? Dann strömt also das große Heer der wirklich Arbeitslosen in den freien Raum; die Gefahren liegen auf der Hand.

Das Kabinett hat im Oktober einen Beschluß gefaßt, der den Ernst unserer Lage jedem spürbar macht: daß von keinem Reichsressort mehr Ausgaben bewilligt, Beamte eingestellt oder frei werdende Beamtenstellen neu besetzt werden dürfen ohne ausdrückliches „Placet“ des Finanzministers. Welch unendliche, beinahe unausdenkbare Gegenätze da innerhalb der Behörden auflaffen! Das Kultusministerium z. B. hat gewiß Gründe, wenn es dafür sorgt, daß die Privatdozenten heute nicht glatt verhungern. Aber wenn der alte, reiche Staat die Privatdozenten nicht ernähren konnte, wie soll der Finanzminister heute die Zuschüsse genehmigen können, die der Kultusminister ebenso unbedingt fordern muß. So verpflanzt sich der Krieg aller gegen alle auch in die Regionen der Staatsvernunft hinein.

Überblicken wir nun die drei Punkte, auswärtige Beziehungen, Wirtschaft und Staatsverwaltung, so kann der Historiker, denke ich, fast optimistischer als die heutige Regierung urteilen über die Wiederherstellungskräfte unserer Wirtschaft und die Heilbarkeit unserer Verwaltung — wenn wir frei wären!

Beim Franzosen haben wirtschaftliche Erwägungen nie den Ausschlag gegeben wie in England. Seine großen Rechner wie Colbert sind immer durch eine Politik der Magnificence umgestürzt worden. Auch heute haben seine Finanzleute wohl nicht das entscheidende Wort, und überdies: ist es nicht wieder eine der unzähligen deutschen Illusionen, daß das siegreiche Frankreich die Blüte des besiegten Deutschland zu seiner eigenen Blüte braucht? Der Franzose kann nicht über seinen Schatten springen, und es ist auch nicht zu unterscheiden, ob die französische Regierungspolitik mehr die Gefangene der öffentlichen Meinung bzw. der Volkzart oder deren fortgesetzter Verführer ist. Wir haben eine französische Politik, die gar nicht auf Wirtschaftliches ausgeht, die einfach die Hegemonie in Europa will, einem beinahe 1000 jährigen Instinkt folgend und nach schweren Erlebnissen, nachdem fast im ganzen 19. Jahrhundert Deutschland führte, dreimal in Paris einmarschierte und ein viertes Mal vor den Toren von Paris stand. So oft Frankreich siegte, war die Knebelung und Peinigung Deutschlands beschlossene Sache. Sooft Deutschland siegte, hat es Frankreich am Leben und bei Kräften gelassen; denn es wollte nur seine Ruhe haben. Dies ist eine unanfechtbare geschichtliche Tatsache, belegt durch alle Friedensschlüsse, die Ludwigs XIV., Napoleons I. und Clemenceaus auf der einen Seite, die Friedensschlüsse von 1814, 1815 wie 1870 auf der anderen Seite. Wenn der Vertrag von Versailles, solange er besteht, die Menschen in Teufel gegeneinander umwandelt, so ist sicher, daß nur, wenn Deutschland seinen Willen und seine Freiheit wiedergefunden hat, eine erträgliche Humanität zwischen den Völkern sich wieder einbürgern wird. In England weiß man das im Grunde so gut wie bei uns. Jeder Deutsche aber, der diese Wahrheit außer acht läßt und etwa den himmelweit von Versailles verschiedenen Frieden von Brest-Litowsk auch nur entfernt in eine Linie mit dem Kriegsverlängerungsfrieden von Versailles stellt, verlegt seine Pflicht gegen die Wahrheit und die Menschlichkeit. Die Franzosen wollen zunächst alle Kohlengebiete Deutschlands selbst verwalten bzw.

durch Polen verwalten lassen. Haben sie diesen Hebel in der Hand, so besitzen sie vorläufig die Hegemonie in Europa. Die weiteren Momente ihrer Politik deute ich nur an: Donaukonföderation, süddeutsche Monarchie, Mainlinie, ein neu errichtetes Entente-Rußland, Belgien als französische Nordmark. Die Herrschaft am Rhein führt mit Naturgewalt hinüber zur Herrschaft an der Donau und in Rußland, kurz zu Napoleonismen. Es wird den Franzosen auch diesmal nicht gelingen, so wenig wie vor hundert Jahren. Sie werden einmal damit scheitern, aber was bis dahin aus Deutschland geworden ist, ist schwer zu sagen. Wirtschaftlich verfolgen sie uns gegenüber jedenfalls ein reines Beutesystem: sie nehmen von Deutschland, was eben zu kriegen ist, wenn man es zerstückelt; sie pfänden die Zölle, die Steuern, die Fabriken, und vor allem die Naturschätze, die wir nicht veredeln, sondern wie Neger nur fördern und abliefern sollen. Das ist die vermutliche Linie der französischen Politik; ob es noch Mittel gibt, diese Entwicklung abzuwenden, kann ich nicht beurteilen.

Kommen also die drei genannten Momente, Feindesvernunft, Wirtschaftsaufbau und Säuberung der Verwaltung zusammen — und was das Bild außerordentlich ernst stimmt, kommen sie in sehr naher Zeit alle zusammen, denn das tempus utile ist knapp —, dann, aber auch nur dann, besteht die Möglichkeit, daß dem immer rascheren Abgleiten auf der schiefen Ebene, in dem wir uns zur Zeit befinden, Einhalt geboten wird. Fällt eine dieser drei Voraussetzungen fort, dann sieht die Regierung keinen Ausweg mehr.

In der Beurteilung des außenpolitischen Faktors gibt es bei uns noch allerlei Selbsttäuschung, dieselbe Art, die unsere auswärtige Politik mindestens seit 1909 fortgesetzt irreführt hat, insbesondere hinsichtlich Englands. Gewiß ist die englische Politik eine kaufmännische und scheut ein Risiko, das größer ist als die entsprechenden Chancen, weshalb England z. B. 1914 den Krieg nicht mehr wollte, da die deutsche Flotte schon ein zu gefährlicher Gegner geworden war. Aber gerade weil die englische Politik kaufmännisch denkt, ist sie für uns heute — und das ist das Entsetzliche der außenpolitischen Aussicht — in keiner Weise hilfreich. Ich gehe hier nicht ein auf die kalte und grausame Verraubung, die England auch heutigen Tages noch fortgesetzt in allen einschlägigen Fragen unserer Auslandsrechte, Schifffahrt usw. verübt, sie ist nur weniger geräuschvoll, aber in keiner Weise weniger roh als die französische Verraubungspolitik. Das wichtigste aber ist, daß England, das uns seit der Jahrhundertwende eingekreist hat, um unsere Warenausfuhr einzudämmen, in seiner heutigen Lage weniger denn je gewillt sein kann, uns den ungehemmten und gesteigerten Export zu gewähren, den wir unbedingt brauchen würden, um nur erst einmal unseren inneren und äußeren Schulden und Verbindlichkeiten nachkommen zu können. Von allem, was wir verdienen — und verdienen kann eine Nation nur durch Überschüsse aus ihrer Handels- bzw. Zahlungsbilanz — geht ja zu Zweidritteln nicht in unseren Verbrauch über, sondern dient vornehmlich zur Abdeckung unproduktiver Lasten. Es ist schwer, sich auch nur einen Teil der von uns benötigten Warenausfuhr vorzustellen ohne einen Handelswettbewerb, gegen welchen sich in England ausschlaggebende Interessen zur Wehr setzen würden, und heute genügt es ja, den kleinen Finger zu heben, um dem ohnmächtigen Konkurrenten das Dasein zu verbieten. Der Wettbewerb auf dem Weltmarkt hat sich infolge des Krieges verschärft, neue Länder haben sich industrialisiert, Englands Wohlstand

selbst hat stark gelitten. Als einzige englische Kolonie ist heute Kanada für uns in größerem Maße aufnahmefähig. Es besteht wenig Hoffnung, daß die humane Gruppe Keynes in England ans Ruder gelangt. Infolge der Minderung unserer Lebensansprüche sind wir als Arbeitskonkurrenten, als Kuli, heute unbequemer als vor dem Krieg. So dauern also die Gründe, die uns seiner Zeit zwangen, eine Flotte zu bauen, in verstärktem Maße für uns fort, nur daß uns heute die verspätete Einsicht in die Notwendigkeit des Flottenbaues nichts mehr helfen kann. Unsere See- und Handelsfront steht ebenso einem unversöhnlichen Feind gegenüber, wie unsere Landfronten in West und Ost.

Trotzdem würde vom Standpunkt der Weltwirtschaft aus für den deutschen Unternehmungsgeist kein Grund zu völligem Verzagen sein.

Es bleibt außerdem eine vage Hoffnung auf Amerika und eine Hoffnung auf das ruinierte Rußland, die aber in allerweitester Ferne liegt. Der Glaube an den roten Erlöser Lenin freilich, der vor wenigen Monaten durch unser Land ging, war nur wieder ein Beweis für die kindliche Vertrauensseligkeit des Deutschen und für seine Neigung, immer das Gute von außerhalb zu erwarten, auch dort, wo es wirklich nicht zu finden ist.

Es bleibt dabei, daß keine irgendwie bescheidene Wohlfahrt von Deutschland wieder zu erringen ist ohne Freiheit. Natürlich ist die Freiheit auch aus sehr anderen Gründen als wirtschaftlichen das Gut, das am höchsten anzustreben ist für ein Volk unserer Lage. Merkwürdig aber, mit welcher Scheu der Deutsche um die Worte „Fremdherrschaft“ und „Freiheit“ herumgeht, wie viele Hoffnungen er immer noch auf Verständigung, Aussprechen, Revision, Vertragserfüllung, irgendwelche Mächte, Völkerbund usw. setzt. Diese Erwartungen und dieses scheue Umkreisen des Kernpunktes — man darf nur unsere heutige Presse ansehen — führt auf die alte deutsche Narrheit zurück, an Ideen zu glauben, die sich selbst durchsetzen. Es ist ja theoretisch denkbar, daß sogar die Franzosen einmal anders sein könnten, als sie heute sind; dann müßte aber eine geistige Erneuerung Frankreichs vorangegangen sein, aber wie soll man das von den Franzosen erwarten, da wir in Deutschland kaum den Anfang einer solchen Erneuerung haben?!

kehren wir zurück zu dem, was der Deutsche selbst an sich tun kann, so läßt sich die augenblickliche Lage etwa mit folgenden Sätzen klarstellen:

1. Die Ordnung der Verwaltung und unserer Wirtschaft bleibt wirkungslos schwach ohne äußere Freiheit.
2. Selbst wenn wir die äußere Freiheit hätten, würden Reformen der Verwaltung an Haupt und Gliedern unzureichend bleiben, solange nicht ein ganz neuer Geist der Solidarität Regierung wie Bevölkerung durchzieht.
3. Bildet sich dieser neue Geist der Solidarität aber, dann, — und nur dann — ist die Hoffnung auf innere Gesundung der Verhältnisse wie auf äußere Freiheit nicht aufzugeben.

Die Regierung und unsere vorherrschende Öffentlichkeit, denen es an dem fortwährenden Schwung, an der Persönlichkeit, an dem großen Vertrauen eines Volkes, das in wahrhafter Erneuerung begriffen ist, noch durchaus fehlt, laboriert in lauter Trugschlüssen, weil sie den Wert der Imponderabilien nicht begreift. Die zur Zeit versuchte Lastenabbürdung durch Steuern ist hierfür ein sehr aktuelles Beispiel. Wir können nicht genesen ohne rücksichtslosen Steuerwillen der Regierung

und jedes einzelnen Steuerpflichtigen, aber es fehlt sowohl an diesem Willen im Volk wie an der psychologischen und wirtschaftlichen Einsicht des Gesetzgebers, wie an der fortreibenden Kraft der öffentlichen Meinung. Es geht wie mit der Ernährungszwangswirtschaft jetzt auch mit der Steuer. Es droht ein ungeheurer Bankerott der Staatsautorität und der Steuermoral, ebenso wie der auf dem Papier errechneten Eingänge. Die Kapitalflucht dauert unausgesetzt an. Es gibt ganz raffinierte Systeme für die Umgehung der hilflosen Staatsverordnungen, und mit jedem Tag vermindert sich die Substanz, die berufen ist, die ungeheuerliche Last unserer Lage zu tragen, zum immer steigenden Schaden der Zurückbleibenden. Wahre, fruchtbare Steuerfreudigkeit würde nur eben im Zusammenhang mit einem neuen Glauben des Volkes an den Aufstieg eintreten können. Dazu würde die läuternde Kraft einer wirklichen Regierung, einer neuen Führerschicht, einer großen vaterländischen Flamme gehören. Trotzdem müßte selbstverständlich auch in der nicht erneuerten heutigen Gesellschaft von jedermann äußerster Steuerheroismus gepredigt werden.

Zwei Umstände lähmen besonders eine solche Bewegung zur Opferwilligkeit. Die Steuern sind infolge langer Versäumnis an sich undurchführbar geworden, denn sie schneiden ins Daseinsminimum ein, sie sind auf Goldmark kalkuliert, damit ist alles gesagt. Sie sind sechs- oder zehnmal so hoch wie im steuerlich an die äußerste Grenze des möglichen Vernünftigen gehenden England. Sie schneiden ins Daseinsminimum des Arbeiters wie des Mittelstandes ein — und, das ist ebenso ernst, in das Daseinsminimum des kapitalistischen Unternehmers. Dafür nur ein Beispiel: Die Kriegsgewinne sind bis auf 172 000 *M* Maximum weggesteuert. Wenn z. B. einer unserer großen, wahrhaft produktiven Kapitalriesen vor dem Krieg 100 Millionen Goldmark gehabt hat und 600 Millionen nach dem Krieg, besitzt er noch 100 Millionen Papiermark nach der Kriegsabgabe zum 30. Juni 1919. Dann kommt das Reichsnotopfer; ihm bleiben danach vielleicht 5 Millionen Goldmark, und dann kommen noch alle die anderen Steuern. Wie soll der Betrieb aufrechterhalten werden? Die Arbeit und die Arbeiter, die von ihm lebten, sind zerstört oder verfallen ausländischem Kapital, feindlichen Zwecken. Kein Steuerheroismus kann die Vergewaltigung der einfachsten volkswirtschaftlichen Grundsätze rechtfertigen oder verwischen.

Wie arm wir geworden sind, dafür ein kleines Beispiel: in Amerika gibt es demnächst 6 Millionen Automobile; jede deutsche Stadt von 3000 Einwohnern müßte bei gleichem Wohlstand also 200 Automobile besitzen! Unsere Industrie muß konkurrieren mit einem Staat, dessen Industrie einen solchen inneren Markt besitzt. Die deutsche Industrie hat aber im Kriege Raubbau getrieben mit ihren Einrichtungen, sie müßte Rücklagen machen, die ungeheuer über das Maß des früheren hinausgehen, um einigermaßen in unserer Kapitalarmut mit der Industrie reicher Länder noch wettkämpfen zu können, denn ohne großes Kapital gibt es keinen großen Betrieb. Dies wird verhindert durch das bisherige Steuerprinzip, durch die Forderungen der Arbeiter in den Betriebsräten usw. Wüten wir gegen unser Kapital, dann werden wir alle zusammen Lohnslaven des gefühllosen, wirklich ausbeuterischen Auslandes. Wie kann das die Parteiwut, der Neid, die Gleichmacherei übersehen!


Der zweite, unausweichlich bedenkliche Punkt ist: Die Steuern sollen nicht uns, sondern dem Feinde zugute kommen, sie werden für uns vielleicht keine Schuldenabbürdung, sondern eine Blutentziehung bedeuten, die leicht ein Verbluten werden kann. Gegen diese Wahrscheinlichkeit ist schwer anzugehen. Man kann mit Engelszungen gegen die gesunkene Steuermoral predigen und den sicheren Bankrott des Staates ohne Steuerheroismus vorher sagen, — wenn die Steuer den Feinden zugute kommt, ist jeder Appell vergeblich.

Schon ein verlangsames Zeitmaß im Schuldenmachen würde, wie oben bemerkt, eine Umkehr zur Besserung bedeuten und viele helfende Kräfte, insbesondere auch die Wiederkehr des Weltkredits erwecken. Gelingt es nicht, so beginnt früher oder später die wilde Seisachtheia (Schuldbürdung). Wer dann innerdeutsche Forderungen an den Staat hat, verliert sie einfach, seien es Gehälter, Anleihezinsen, Arbeitslosen- und Invalidengebühren oder Entschädigungsansprüche irgendwelcher Art; auch das ein Heilungsprozeß, aber einer, den wir uns nicht vorstellen können.

Mit dem Wenigen, was der Staat dann zu seinen Zwecken noch hat, wird eine Art Notstandsbetrieb eingerichtet, die unentbehrlichsten Beamten werden vor dem Verhungern geschützt, die unentbehrlichsten Dienste notdürftig aufrechterhalten. Kein Bolschewismus oder sonst eine Zuckung wird irgend etwas helfen: die Maschinengewehre der Franzosen werden für Ordnung im Untergang sorgen. Denn dann beginnt das, wovon kürzlich einer unserer größten Arbeiter und Denker des praktischen Lebens erschüttert gesprochen hat, das große Sterben. Dies erst ist dann der Knokout, die victoire finale: Deutschland wird ein Sdland, eine ruhige Grenzmark der Franzosen östlich des Rheins, den Franzosen zinsend mit dem, was es noch hat und vermag, aber wichtiger als das Zinsen und Verpfänden ist die sichere Ruhe: Germania pacata. Daß die reichen Völker von selber darauf sinnen werden, den armen Völkern aufzuhelfen — Quäteralmosen ausgenommen —, ist unwahrscheinlich. Arme Völker helfen sich entweder selbst oder sie schmachten sich zu Tode. Haben doch auch wir im früheren Reichtum uns keinen Augenblick darüber den Kopf zerbrochen, daß wir, indem wir so billigen Reis und Tee genossen und die Handarbeit persischer Teppichwirter für wenige Mark auf unsere Parkettböden legten, die Arbeitskraft ferner Menschenbrüder auswucherten. Jetzt sind wir im Begriff, Heimarbeiter der kapital- und waffenstarken Völker zu werden. Unsere Arbeitgeber werden niemals eine soziale Weltgesetzgebung zugunsten unseres Arbeitnehmers erfassen. Sie machen auch noch keine Anstalten, uns wenigstens den traurigsten Export, den es für ein Volk gibt, die Auswanderung zu erleichtern. Nachdem die Engländer unseren Kindern die roten Wangen und gesunden Knochen genommen, ihre bevorstehende Lebensdauer gekürzt, sie aber doch nicht ganz umgebracht haben, ist unsere Rasse physisch zurückgegangen, trotzdem aber unser Volkskörper, der auf andere Verhältnisse hin gewachsen war, hypertrophisch, und wir können ihn nicht den neuen Verhältnissen entsprechend verkleinern. Man hat das ganze Auslandsdeutschtum und das Deutschtum aus den entriessenen Provinzen auf dem Schub nach der alten Heimat hereingeworfen, damit wir alle zusammen auf einem Komposthaufen verrotten. In eine solche Verbindung von Überbevölkerung einerseits, Lebens- und Arbeitsmittelbeschränkung andererseits, hat sich das deutsche Volk nicht einmal in den langen früheren Perioden seiner Armut schicken müssen.

Man fragt sich angesichts der Entwicklung verwundert: Wie können Politiker und Geschäftsleute immer noch heitere Mienen aufsetzen? Nun, sie haben vielleicht als deutsche Illusionisten das Ohr an der Erde, um die Vernunft in Frankreich oder sonstwo wachsen zu hören; sie nehmen wie Hans im Glück vielleicht noch jeden Monat ihre neue Illusion in den Arm und vergessen, daß es immer weiter und weiter abwärts geht. Einzelne befinden sich ja tatsächlich ausgezeichnet, weil sie als deutsche Individualisten nur das persönliche Gedeihen empfinden. Wo viel verloren wird, ist manches zu gewinnen. Jeder Wertausturz z. B. nach unten oder oben, der jedesmal der deutschen Volkswirtschaft die Seele aus dem Leibe schlingert, bereichert viele ohne ihr Zutun. Der Überblick über die ungeheuerliche Umwälzung unserer Tage ist schwierig, und man kann individuell vielleicht bessere Geschäfte machen, wenn man sich gar nicht um den Gesamtüberblick bemüht. Die großen Führer unseres Wirtschaftslebens aber sind frei von jeder Illusion. Je größer der Überblick, desto schwerer das Herz. Man muß sich an die Hauptsache halten, und die übersehen heute erst einzelne: daß den ungeheuren Anforderungen, die an uns gestellt sind durch Schulden und Ansprüche der Feinde, durch das Aussetzen produktiver Arbeit im Krieg und nach dem Krieg, durch die Beraubung Deutschlands an Auslandswerten, Kolonien, Handelsflotte, Landgebieten, Rohstoffen und Arbeitsmöglichkeit für seine Millionen, keine auch nur annähernd entsprechende Möglichkeit zur Erzielung von Arbeitsüberschüssen gegenübersteht, weil wir keine Macht und keinen Gemährswillen zum Ganzen mehr haben. Unsere Verkrüppelung ist derart, daß wir heute noch nicht sagen können, ob der lebendige Organismus unseres Volkes diesen Eingriff überstehen und sich positiv auf die neuen Lebensbedingungen einstellen wird, oder ob er in Marasmus verfällt. Unsere ganze Hoffnung liegt in der sieghaften Kraft des deutschen Geistes, die sich verhundertfachen muß durch das Wachstum der Hemmnisse. Wenn sie uns unsere Beraubung auszugleichen vermag durch die promethäische Leistung unserer Laboratorien und der ganzen „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ und der Unternehmung; wenn sie der Entwaffnung und Schuldnechtschaft ein Paroli bietet durch innere Wiedergeburt und die Ohnmacht überwindet durch einen Willen zum Ganzen, dem nichts unmöglich ist, dann kann aus dem tiefsten Schrecken der Erkenntnis unserer Lage ein neuer, fester Glaube entstehen.

Der Absturz aus der Wohllichkeit unseres alten Deutschlands zu unserer heutigen und der uns noch bevorstehenden Drangsal ist in seiner Wucht und Fähigkeit ohne Beispiel in der Geschichte der Völker, so wie es noch niemals gelungen ist, daß ein so großes, gesundes Volk zur Sklaverei und Siechtum verurteilt sein sollte. Antike Stadtstaaten sind so gestürzt, aber keine mächtigen, blühenden Nationen. Daß aus diesem Fall nicht noch große Wirkungen dynamischer und geistiger Art hervorgehen sollen, ist schwer anzunehmen. Wir stehen erst am Eingang einer ungeheueren Entwicklung. Der Krieg und der ihm folgende sogenannte Friede haben unsere einstigen Maßstäbe erschüttert und uns alle innerlich und äußerlich umgeformt. Trotzdem wiegen sie noch leicht, verglichen mit den Jahren, die uns bevorstehen. Unser Dasein ist hart geworden, aber zugleich tragen wir Deutsche vor allen anderen jetzt die Bürde eines auserwählten Volkes, auserwählt zu einem besonderen, gewaltigen Experiment.




## Goethe an die deutsche Jugend von 1920

Diesem Reiche droht  
Ein gäher Umsturz. Die zum großen Leben  
Gefugten Elemente wollen sich  
Nicht wechselseitig mehr mit Liebestraft  
Zu stets erneuter Einigkeit umfassen.  
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes  
Kalt in sich selbst zurück. Wo blieb der Ahnherrn  
Gewalt'ger Geist, der sie zu e i n e m Zweck  
Vereinigte, die feindlich kämpfenden?  
Der diesem großen Volk als Führer sich,  
Als König und als Vater dargestellt?  
Er ist entchwunden! Was uns übrig bleibt,  
Ist ein Gespenst, das mit vergebnem Streben  
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt.

.....

Wenn du nun,  
In frühen Jahren ohne Schuld verbannt,  
Durch heil'ge Fügung fremde Fehler büßest,  
So führst du wie ein überirdisch Wesen  
Der Unschuld Glück und Wunderkräfte mit.  
So ziehe denn hinüber! Trete frisch  
In jenen Kreis der Traurigen. Erheitre  
Durch dein Erscheinen jene trübe Welt.  
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge Tat errege  
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;  
Vereine die Zerstreuten um dich her;  
Verbinde sie einander, alle dir;  
Erschaffe, was du hier verlerren sollst,  
Dir Stamm und Vaterland und Fürstentum.



## II.

### 1.

Die bisherigen Betrachtungen waren dazu angetan, uns zu martern. Wir haben nun die volle Erkenntnis unserer wirklichen Lage, und so beginnt sich das Thema zu wenden.

Nur eine den außergewöhnlichen Zeitläuften entsprechende außergewöhnliche innere Erneuerung des deutschen Volksgeistes in tiefstem Zusammenhang mit dem geschichtlichen Erbteil unseres Volkes kann uns die Grundlage einer neuen, lebensfähigen Gemeinschaft geben. Wir sind nicht mehr Bewahrer, denn das Bewahrte ist aufgelöst, und noch nicht Erfüller, denn es fehlt uns die große schöpferische Kraft; sondern, wenn unsere Generation überhaupt etwas Lebendiges sein will, so sind wir Vorbereiter. Wir haben die Aufgabe, die geistigen und materiellen Lebensmöglichkeiten Deutschlands neu zu sehen. Als Erbengeneration hatten wir uns vor dem Krieg arbeitsteilig spezialisiert und mechanisiert. Als Vorläufer müssen wir uns vereinfachen, zusammenziehen und aus dem materiell verengten, aber vertieften, lebendigen Kraftmittelpunkt der Persönlichkeit heraus universal zu fühlen und zu wollen lernen. Unter diesen Vorläufern zunächst bildet sich ein neues Gemeinschaftsgefühl als unerläßliche Vorstufe eines neuen Gemeinschaftsgefühls im ganzen Volk. Die Pflege und Ausbildung dieser neuen Führungsschicht, die weder aus den neuen Reichen, noch aus den alten Armen, sondern aus den „neuen Armen“ kommt, ist die größte Aufgabe unserer Zeit. Auch an die Männer des bescheidenen Lebens und der Erkenntnis ergeht heute der Ruf: „Zu den Waffen“. Nicht der mechanisierte Gehorsam einer toten Organisation, sondern die lebendige Kraft einer *Ecclesia militans*, einer „unsichtbar kämpfenden Kirche“, ist heute die Werkstatt, aus der die drei Lebensmöglichkeiten des deutschen Volkes neu hervorgehen: der neue Gemein-sinn, die schöpferischen Werke des Geistes in Wissenschaft und Technik, die den neuen Körper bauen, und die äußere Freiheit. Statt der bisherigen spezialistischen Breite tritt unsere Kultur, wenn sie aus den Trümmern Neues schafft, ein in ein Zeitalter der weltanschauungsmäßig verinnerlichten Persönlichkeit.

### 2.

Das Zerbrochensein aller unserer einstigen Machtmittel, Organisationen und jenes ausgezeichnet mechanisierten Gemein-sinns, wie er in unseren Einrichtungen vor dem Krieg lebte, ist unser heutiger Ausgangspunkt. Nahe Ziele kann der Patriot nicht mehr ins Auge fassen, wir müssen uns schon an Fernziele gewöhnen, was wir vor dem Krieg völlig verlernt hatten. Damals waren wir Erben früherer Erfolge und hatten uns gewöhnt, greifbare Ziele rasch zu verwirklichen und nicht darüber hinauszusehen — eine falsche Sicherheit, die an dem völligen Zusammenbruch aller Kräfte und alles guten Willens im Rückschlag des

Jahres 1918 wesentlich mit schuld ist. Wie können wir uns nun zum Glauben an Fernziele erheben? Der Glaube an Ideen, die sich selbst durchsetzen, oder der Glaube an die Weltvernunft, die von außerhalb kommt, ist in Ihrem Kreise sicherlich nicht der vorherrschende. Er entstammt nicht der Menschenkenntnis der Kirche, sondern der optimistischen Menschenbeurteilung der Aufklärung und ihres Neffen, des freimaurerisch-liberalen Kosmopolitismus. Aber auch in dessen Kreisen haben solche, die wirklich mit ihrer Person Opfer bringen, den faden Pseudoidealismus, der von der Vernunft der anderen alles erhofft, am wenigsten geteilt. Der tätige Patriot rechnet mit den Kräften, die da sind, mit den Leidenschaften und Interessen der Menschen. Er weiß, daß der Staat Macht sein muß bis ans Ende der Welt. Es gibt aber auch eine innerliche Macht bei äußerer Ohnmacht.

Der untätige, auf andere hoffende Pseudoidealismus ist der größte Feind des wahren, tätigen, sich selbst befreienden Idealismus. Wenn wir die Hoffnung nur auf uns, nicht auf die Feinde setzen oder auf einzelne Gruppen unter den Feinden, dann allein wird auch einmal die Weltlage uns wieder zu Hilfe kommen. An dieser Selbsthilfe fehlt es und zwar aus Unterschätzung des Geistes, aus Mangel an Persönlichkeit, aus Dürre an Glauben, aus Unkenntnis der Umponderabilien.

Die Hoffnungslosigkeit der materiellen Lage lähmt den Materialisten, wenn er sie erkennt; sie verbreitet in einem schlecht geführten Volk die Untergangs- und Fluchtstimmung, die Zersetzung, den verzweifelten, räuberischen Kampf aller gegen alle um das Letzte.

Bei den Idealisten dagegen strafft diese Erkenntnis die Kräfte. Die „neuen Armen“, die Geusen, werden ein Ehrentitel werden, ein Orden, eine Schar von Pionieren, von Vorläufern eines neuen Zeitalters.

Und wer nicht den lauen, bequemen Glauben auf die wunderbare Hilfe von außen, auf die Vernunft der anderen und das Weltgewissen zu teilen vermag, der muß die Hoffnung aus dem Innern schöpfen. Wenn es überhaupt ein Weltgewissen gibt, so kann nicht das Barten und Klagen, sondern einzig das feurige Lobern des deutschen Geistes es aufwecken. Die Solidarität der Welt oder Europas wird nicht früher kommen, als bis die Deutschen die Solidarität unter sich wiedergefunden haben; eine größere Aufgabe gibt es nicht für ein Volk. Zweimal ist das Reich der Deutschen zerbrochen; unser drittes Reich wird nicht auserstehen, wenn nicht zuvor oder gleichzeitig ein dritter Welttag der Deutschen anbricht, wie die großen Zeitalter von Wittenberg und Weimar gewesen sind. Nach dem Willen der Franzosen soll der Rest der deutschsprechenden Menschen, der in Zukunft zwischen den Trümmern des alten Deutschlands haust, nicht mehr bedeuten als die schattenhaften Bewohner Ninives oder Karthagos nach der Eroberung durch den Feind. Wir dagegen halten es auf die Gefahr hin, von deutschen Pazifisten als alldeutsch verschrien zu werden, mit jenem Spanier, der kürzlich im Hafen von Vigo, als zwischen den großen englischen, amerikanischen und französischen Schiffen ein kleiner 2000-Tonnen-Dampfer mit einer großen schwarz-weiß-roten Fahne erschien, das erste deutsche Schiff seit dem Krieg, mit Thränen in den Augen ausrief: „Gracia a Dios, la bandera alemana“ und mit jenen Kamerunhauptlingen, die, nachdem sie einige Jahre französischen Regiments kennengelernt hatten, kürzlich

eine Petition schickten, um wieder deutsche Herren zu bekommen. Wir glauben an die guten Eigenschaften unseres Volks. Obwohl wir nicht sicher sind, im nächsten Jahr noch das Brot für unser Volk einkaufen zu können, glauben wir, daß die Welt nicht auskommt ohne den deutschen Typus, der durch die jahrhundertelange Gewöhnung, sich aus tiefster Not und Armut wieder aufzuraffen, an selten schwierige Lagen angepaßt, eine einzigartige Fähigkeit geistiger und materieller Wiedergeburt ausgebildet hat, die der gesamten Menschheit zugute kommt. Aber wir müssen Geist und Staat erst innerlich neu zusammenschweißen, bevor wir wieder etwas sein dürfen. Die Bismarckisch-Moltkesche Umschaltung des weichen Deutschtums konnte 1918 so völlig zerbrechen, weil sie nicht mit lebendiger Solidarität ausgefüllt war. Das Gerüst unseres Staates war trefflich, aber doch, wie sich jetzt zeigt, nur ein Gerüst. Jetzt müssen wir bei Tren und Sndern lernen, zuerst den Willen, ein Volk zu sein, neu zu schaffen; dann findet sich auch der Weg.

Der Weg der deutschen Wiedergeburt führt ausschließlich durch den deutschen Geist und in ihn hinein. Es wäre Wahnsinn, an äußere Macht zu denken. Selbstbefreiung bedeutet ausschließlich die Arbeit an uns selbst. Die Umbildung des Inferno, in dem wir leben, zu einer wahren Gemeinschaft ist das wahre Ziel. Wir haben in diesen Jahren geschichtliche Lehren über die Notwendigkeit der Solidarität empfangen, wie sie größer nicht gedacht werden können. Alles Dissoziative in einer Nation, Standes- und Klassendünkel, spezialistische Beschränkung, Bürgerzwist und Voransetzen des privaten Vorteils ist nur ein anderer Ausdruck für schlechte Geschäfte der Gesamtheit und damit auch aller einzelnen. Solidarität schafft Wohlfahrt, Klassen- und Parteiideale führen sich selbst ad absurdum. Im Kriege hat man begonnen, es zu fühlen, wie jedes unbedachte, flau machende Wort, jedes kleinste böse Beispiel des unolidarischen „Sintenerum“ eine Lawine des Verderbens ins Rollen brachte oder verstärkte. Wir haben die Gesamthaltung einer Nation erlebt in der fürchterlichen Form des „aratrum pati“: die Pflugchar des Eroberers geht über die besetzte Gemeinschaft und legt die Wohlfahrt Schuldiger und Unschuldiger um.

Wir wollen gewiß nicht behaupten, daß auf Erden sich alles Gute lohnt und alles Böse straft, aber wir können beweisen, daß der Weg der Solidarität und des Opferbringens jedenfalls noch besser ist und mindestens für die Nachkommen günstigere Aussichten schafft als der Weg, den wir einschlugen, nachdem unser Volk, verzweifeln an dem Wert des Opferbringens, in den Kampf aller gegen alle auseinanderstrebte. Bei der besonderen Lage Deutschlands ist es nun so weit, daß ferneres Fortsetzen des inneren Kampfes bestimmt den Hungertod von Millionen bedeutet; freilich nur, wer Kinder hat oder sein Volk so liebt, als ob er für die Wohlfahrt künftiger Geschlechter mit verantwortlich wäre, kann freiwillig kleine Privatvorteile des Augenblicks für künftige Ernte dahingeben. Die Solidarität, die sich nicht nur durch den Raum, sondern auch durch die Zeit erstreckt, macht gleichgültig gegen die Frage, ob unsere Arbeit uns selbst zugute kommt. Sie tut es: denn mindestens lebt, wer sich der Gemeinschaft hingibt, seliger als der Egoist. In wie anderem Sinn als früher sind wir doch wieder bloß ein Stück der Nation geworden! Das Wort „Nationalökonomie“ war 1914 fast veraltet vor der ineinanderfließenden „Weltwirtschaft“. Aber jetzt wissen wir, hart beschränkt, daß, was

wir morgen haben werden, doch nur aus dem besteht, was der Nation zubilligt oder von ihr errungen wird.

Die unendlich mannigfaltige praktische Gestaltung der Solidarität, wie sie aus der uns erteilten geschichtlichen Lehre hervorgeht, mag an einigen Beispielen verdenklicht werden:

1. Wir brauchen den rücksichtslosen Kampf gegen die den Willen zum Ganzen brechenden und schwächenden Momente. Wir müssen die Demagogie bekämpfen, die alle Schuld immer nur auf die anderen schiebt. Wir müssen die Selbstzufriedenheit der Stände, Klassen und einzelnen bekämpfen; sie ist unser schlimmster Feind und geht mit nationaler Selbstentäußerung zusammen. Was wir brauchen, ist Selbstkritik der Parteien und Stände und Erneuerung der Individuen auf dem Grund des Glaubens an die Nation. Wir müssen in uns hineinlauschen: „Wo ist die Stelle, wo in mir selbst das Gemeinschaftswidrige beginnt? Wo der Preuze und Bayer, der Rheinländer in mir den Deutschen überwuchert und die beschränkte Form, die mir heimatlich die teuerste ist, die unbequeme, aber allumfassende Deutschtum beschränkt?“ Wir müssen lernen, trotz verschiedenem Empfinden dasselbe zu wollen. Das Kennzeichen des wahren Deutschen ist heute, ob er zu verbinden statt zu trennen, zu versöhnen statt zu tadeln versteht. Der härteste Kampf nach außen, d. h. gegen alles Undeutsche, hat zur Voraussetzung, daß innerhalb der Linie sich einer auf den anderen, auch wenn er ihn nicht sieht, verläßt, wie der Mann im Schützengraben auf den unsichtbaren Kameraden. Wie wir täglich und stündlich gegen dieses erste Gebot der Zeit sündigen, wie altererbter Dünkel und die Lust zu nörgeln, als Fußgänger dem Reiter ein „Herab vom Pferd“ zuzurufen oder als Reiter auf den Fußgänger herab- und über ihn hinwegzusehen, uns schädigt, dafür bedarf es nur eines Blicks in die Zeitung oder das Parlament oder das Beobachten eines beliebigen Gesprächs in der Eisenbahn. Fraglos haben sich in der Not der Zeit schon viele neue Ansätze zur Solidarität in Deutschland herausgebildet, und der geschärftste Blick kann täglich neue Ansätze entdecken. Aber unsere Geschichte und unser Charakter sind so komplex, es ist so viel Auseinandertreiben in uns, daß wir auch bei ernstem Willen und bester Absicht aus Mangel an Instinkt und Einsicht noch fortgesetzt so viel Unsolidarisches begehen. Der Norddeutsche kennt den Süddeutschen nicht, der Bürger nicht den Arbeiter und umgekehrt. Wir haben alle den fahrlässigen Verräter in uns, und was sich da und dort an wirklich neuer Kameradschaft und schöpferischer Bruderschaft gebildet hat, soll man noch nicht überschätzen. Es sind Betonplatten in unserem Sumpf, unerläßlich für einen künftigen Hausbau, aber noch kein Haus. Wenn uns ein Wunder heute wieder Staat und Macht bescherte, so würden wir doch noch nichts bedeuten. Ehe der innere Prozeß fertig ist, kann Deutschland in keiner Weise hochkommen, und dieser Umschmelzungsprozeß muß viel gründlicher sein, als wir alle heute noch ahnen, denn er muß in verhältnismäßig kurzer Zeit zu den innersten Tiefen gehen, aus denen allein Heilmittel für eine Not erwachsen, wie die unserige ist.

2. Die Pflege der nationalen Überlieferungen ist in Zeiten wie den unserigen bei allen Völkern das Herdfeuer künftigen Lebens geworden. Die Solidarität der Nation drückt sich auch darin aus, daß sie endlich verstehe, aus der Geschichte zu lernen. Nur ein Volk, das Pietät gegen die Ahnen,

weil es Verantwortung gegen die Kinder hat, gedenkt der früheren Leiden, die aus den Fehlern, und der früheren Großtaten, die aus den Leiden hervorgingen. Soll in einem künftigen glücklichen Deutschland noch einmal eine Generation entstehen, die so blind alle Lehren unserer Geschichte vergessen hat, wie wir in den kürzlich vergangenen Jahren? Dieses Lernen aus der Geschichte ist ein Teil der Ausbildung wahrer Persönlichkeit, die sich nicht mit dem Hier und Heute des Futterfuchens begnügt, sondern das Eigengeblüt in den Ahnen verstehen und auf die Künftigen unverfälscht vererben will. Wir haben 1914—1918 eine Jugend und ein Heldentum erlebt, wie es kein Zeitalter der Geschichte schöner sah. Welch ungeheures Kapital aus dem Jahre 1914 lassen wir heute zinslos liegen! Aber der selbgraue Geist ist nur scheinbar tot; seine Wiederaufrichtung zu Werken des Friedens ist die Hoffnung der Jugend. Wir leben in Dankbarkeit für den Ruhm und das Vorbild derer, die Blut von unserem Blute waren. Der Wettstreit der organisierten Interessenverbände innerhalb der Nation würde weniger geräuschvoll sein, wenn die Ansprüche der Schwächsten unter uns, der Kriegswaisen, den Maßstab für die Erfüllung der Ansprüche aller bildeten, so wie es einer stolzen Nation ziemt, welche die Reliquien ihres größten Volkzringens ehrt. Von dem Reichtum des August 1914 wird die Nation noch unabsehbar zehren, einerlei ob jetzt große Teile des Volkes diese Erinnerung schmähen, andere gleichgültig und wie fremd an ihr vorübergehen.

Es gehört aber viel Kunst dazu, die nationale Erinnerung richtig zu pflegen, besonders viel Liebe und Versöhnlichkeit. Das Instinktive muß es machen, weniger die Politik. Wer sich national fester fühlt als andere deutsche Landsleute, darf nie vergessen, daß er jedenfalls zunächst noch in der Minderheit ist und daß er den anderen einen gewissen nationalen Kredit einräumen muß, schon um sie zu erziehen. Mit dem Ablehnen, Tafeltuchzerschneiden allein ist ebensowenig geleistet, wie mit weichlichem Nachgeben. Die Langmut der nationalen Liebe kann das Feuer des nationalen Zornes nicht entbehren und umgekehrt. Wenn sich heute mancher trotzig gegen die Nation stemmt und der selbstmörderische Instinkt in unserer zweitausendjährigen Geschichte sich noch immer auf das fürchterlichste fortsetzt, so dürfen wir doch darauf vertrauen, daß der Pendel jetzt nach der anderen Seite des Nationalen ausschlägt. Die Verhältnisse sind zu stark; sie fetten jeden an die Nation, ob er will oder nicht.

3. Eine dritte Einzelforderung, die sich aus dem Willen zum Ganzen ergibt, ist die nach einer starken und reinen, parteilosen und produktiven Regierung unter Absage an den egoistisch feilschenden Parlamentarismus. Ein Minister wie Erzberger darf nie mehr möglich sein im neuen Deutschland; auch wenn er gar nichts Böses tut, er wirkt ja wie Mehltau. Die parlamentarische Scheinregierung entbehrt der Solidarität mit der Nation, gibt unverständig allen Forderungen nach, versteckt die Verantwortungen, lebt über die Verhältnisse, ist ungewissenhaft und hat kein Fach ordentlich gelernt. Man kann das Spezialistentum nicht dadurch überwinden, daß man die Universalität des bloßen Schwagens an seine Stelle setzt. Wir brauchen keine Parteiformeln, sondern Führer, an die wir glauben, um die wir uns sammeln, an denen wir uns entflammen können. Heute, wo alle Verhältnisse umgeschmolzen sind, befinden wir uns gegenüber den überlebten Parteiformeln in einer ungewöhnlich unbefangenen Lage. Greifen wir nur hinein in unsere so ungeheuerlich interessante Zeit, zu deren Verständnis freilich

kaum einer der stumpfen, fatten Begriffe des Vorkriegslebens noch taugt. Ohnmacht und Willenlosigkeit, die sich für eine Regierung hält, weil sie auf Stimmzetteln ruht und Papierscheine druckt, wird in demselben Augenblick verschwinden, in welchem die Papierwährung einmal ihr Ende mit Schrecken gefunden haben wird. Eine wirkliche Regierung aber, die in der wahren Wirklichkeit unserer Verhältnisse wurzelt und Weltwährung hat, kann nur aus einem sehr starken Gemeinfinn der Nation geboren werden.

4. Die Bestimmung des Deutschen aus Veranlagung und heutigem Schicksal hat aber auch ein auswärtiges Gesicht. Die innerdeutsche Solidarität, von der wir sprachen, hängt zusammen mit der Solidarität aller unterdrückten Völker. Wir können viel lernen von ihnen, und es sollte nicht mehr lange möglich sein, daß Erfolge, wie sie kürzlich die Solidarität der Ägypter über den englischen Zwingherrn errungen hat, mit der bitteren Glosse begleitet werden: „Die Deutschen sind keine Fellachen.“ Wir dürften einmal und vielleicht bald dazu berufen sein, der Anwalt aller der Völker zu werden, die im Schatten leben. Die englische Weltsprache wird wohl mindestens ebenso lange dauern wie einst die römische, aber vielleicht werden die Engländer selbst dabei den Weg der Römer gehen. Hunderte von Millionen sind heute in Asien in gewissem Sinne reifer zu nationaler Politik als wir. Die Mehrheit der Menschen steht auf unserer Seite, aber wir müssen die Intelligenz und die Wissenschaft für diese Völker organisieren, die sie nicht haben. Stirbt Deutschland, so wird die Welt eintönig angelsächsisch angestrichen mit kleinen Flecken französischer Eitelkeit dazwischen. Bleibt Deutschland leben, so werden sich aus unserem Schicksal Wandlungen ergeben, die größer sind als der Weltkrieg. Und wenn wir uns gewöhnen, den Kopf zu bilden für die unterdrückten Völker, dann kommt auch einmal der Augenblick, nach dem der Deutsche sich so sehr sehnt, daß er wirken und sorgen darf für die Welt. Viele unter uns wollten diese Aufgabe voreilig genießen und dabei die Pflichten gegen die Nation überspringen. Davor hat uns der Feind jetzt bewahrt, indem er uns als den „tollen Hund Europas“ von der Welt abgesperrt hat. Aber eben durch diese völlige Entrechtung sind wir innerlich freier geworden. Was kann uns heute das geistige Bekenntnis zur Solidarität mit den unterdrückten Völkern der Erde praktisch noch schaden, wie in der Zeit, da wir als politische Macht Rücksichten zu nehmen hatten auf andere Mächte? Heute hat man uns nur den Gedanken übrig gelassen, der nicht nur zollfrei, sondern auch eine Macht ist, wenn wir es lernen, das Wesen der Macht zu verstehen.

Auch der entnationalisierte deutsche Arbeiter kann von seinen marxistischen Formeln aus diese neue Lage der Welt wohl begreifen. Der Abgeordnete Lambach hat es vorzüglich verstanden, in diesem Sinne die Sprache der marxistischen Weltanschauung zu führen, um an die Seele der Arbeiter heranzukommen. Geseht, es sei richtig, daß der Klassenkampf das wichtigste ist: nun gut, so besteht er doch nicht nur im Innern des Volkes! Es gibt auch Arbeitnehmer- und Arbeitgebervölker. Wir sind heute der Lohnarbeiter der Welt gegenüber den Panzerplatten- und Kapitalvölkern, die uns aussaugen. Nun müssen die Lohnflavenvölker der Welt zusammenstehen und die Interessen des Klassenkampfes lernen auch einmal gegen außen wahrzunehmen. Wir müssen uns als Nation kennen und als Nation solidarisch zusammenschließen. Wenn einmal der Augenblick kommt, wo unsere

Arbeiterorganisationen sich nicht nur für Bela Kun oder Trotzki, sondern auch für Deutschland einsetzen, dann wird die Volksgemeinschaft gegründet sein, die der Deutsche erst auf so wunderlichen Umwegen zu begreifen beginnt.

### 3.

Von allen deutschen Ständen droht jetzt demjenigen, der sich immer am trotzigsten als eigener Stand abgefordert und seit 1918 durch die Wucht seiner Masse allen anderen vorangeseht hat, dem vierten Stand, am ersten der Untergang. Er hat sich in seinen Klassenidealen getäuscht in jeder Richtung. Alle Pseudoideale verbrauchen sich rasch in unserer stürmischen Zeit.

Es war nicht alles gerecht in unserer Vorkriegsgesellschaft, und dennoch hat der vierte Stand, der damals zwar nicht, wie er beanspruchte, Hauptträger, aber doch Haupterzeugungsmittel der wirtschaftlichen Blüteperiode gewesen ist, größere Wohlfahrt und reicheren Anteil an der „gemeinen Mark“ der Lebens- und Zivilisationsgüter besessen, als der heutige Mittelstand. Weshalb saß die Unzufriedenheit trotzdem so tief in ihm, weshalb hatte er sich trotz der unglaublich rasch aufsteigenden Linie seiner Wohlfahrt in eine besondere Kampfstellung zur bürgerlichen Gesellschaft verschanzt? Der Deutsche hängt überhaupt dem Idealstaat heftiger an als dem praktisch gegebenen, eigenen, deutschen Staat. Und er unterscheidet sich vom Westeuropäer auch durch die Anziehungskraft, die er genossenschaftlichen oder landwirtschaftlichen Solidaritätsmittelpunkten gegenüber dem nationalen Mittelpunkt einräumt. Der Nutzen, den das starke Deutsche Reich ebenso wie die stetig erstarkende kapitalistische Ordnung allen Volksgliedern, auch den kapitallosen brachte, lag ja offen zutage. Trotzdem wurde das Ideal der justitia distributiva einseitig allem anderen vorangestellt. Nicht der schöpferische Unternehmer, der Tausenden von Arbeitern Nahrung und Lebensmöglichkeit gründete, wurde von diesen seinen Arbeitern selbst als die Seele des Kapitalismus angesehen, sondern der aufreizende, müßig spazierende Luxus der Drohnen, die im Gesamtbild an sich ein erträglicher Schaden waren: aber dieser nebensächliche Eindruck des Neides, Hasses und berechtigten Ekels bestimmte das Ethos des Gerechtigkeitsfanatismus der Klassenbewußten Proletarier. Und um die monomane Energie des Klassenkampfes nicht zu schwächen, wurde den Arbeitern von ihren sozialistischen Demagogen alles, was die Volksgenossen und die Menschen verschiedener Stände verbindet, statt Klüfte zu bilden, vernebelt, insbesondere Nationalgefühl und Kirchlichkeit ausgerebet. Viele treffliche Arbeiter und Arbeiterführer, welche den Zusammenhang mit der Nation nicht aus dem Auge verlieren wollten, blieben doch eine Minderheit. Das Machtgefühl, welches die Massenanhäufung der Industriebevölkerungen, verbunden mit einer aufreizenden Technik parlamentarischer Opposition, ergab, führte die Mehrheit der Arbeiter zu einer wirtschaftspolitischen Utopie.

Nicht der tatsächliche graduelle Aufstieg des vierten Standes, der nur parallel einem Aufstieg des Mittelstandes und einem Ausbau der ganz großen Vermögen gehen konnte, wurde erstrebt oder anerkannt, sondern mit vorgeklebten volkswirtschaftlichen Irrlehren, in Wahrheit aber mit einer einfachen Stimmung unvernünftigen neidgegründeten Bürgerzwistes ein völliger Umsturz der vorhandenen Ordnung verlangt, ein Ziel, das bestenfalls zu einer allgemeinen Verarmung oder einer Umschichtung der vermögenden Klassen hätte führen können, niemals aber

zu der Paradoxie, daß die Masse ebenso gut leben könne, wie die sich aus der Masse heraushebenden, naturgemäß an Zahl geringeren Angehörigen des Mittelstandes.

Der Arbeiter wollte die Solidarität ausschließlich einer Klasse, nicht der Nation anerkennen. Er sah die erstrebte civitas Dei in drei Utopien:

a) eines Zwangskommunismus, — ein Widerspruch in sich selbst, denn wahrer Kommunismus kann nur auf die Liebe, nicht den Zwang gegründet sein,

b) eines Menschheitsstaates unter Mißachtung der tatsächlichen Sinnesrichtung unserer Nachbarvölker und

c) einer Erfüllbarkeit der materiellen Wünsche, die aber in Wirklichkeit, je besser es dem deutschen Arbeiter und allen Deutschen zusammen ging, immer höher aufgestachelt wurden und alle Maßstäbe volkswirtschaftlicher Wirklichkeit aus den Augen verloren, die Gütererzeugung störten statt sie zu fördern.

Trotz alledem würde ohne den Krieg ein Umsturz wohl nie eingetreten sein. Der Grund dafür ist einfach der, daß noch niemals eine Revolution geglückt ist, bei der nicht weite Teile des Mittelstandes den Kopf für die anstürmenden Massen abgegeben hätten. Vor dem Krieg aber war der Mittelstand in Deutschland mit Ausnahme einiger Schwärmer, Verbitterter oder gewerbsmäßiger Demagogen unzerreißbar mit der bestehenden Ordnung verknüpft. Der Umsturz hatte nicht die Köpfe, nicht die öffentliche Meinung für sich. Als er im November 1918 eintrat, ist er vor allem durch die Schwäche der herrschenden Schichten, die Verblendung weiter Teile der Intelligenz möglich geworden, und es liegt fern von uns, die Schuld an dem Vorgefallenen einseitig auf den vierten Stand zu schieben.

Heute hat nun die Ernüchterung begonnen. Schon das Wählen der „Volksmänner“ — als ob Bismarck oder Hindenburg etwa nicht zum Volk gehörten — hat seinen früheren Reiz verloren, seit die Wirkung des Wählens die geworden ist, daß die Gewählten regieren, d. h. vom Volk etwas verlangen müssen, während sie früher nur das ewige Sprachrohr der Unzufriedenheit, des Protestes und unerfüllbarer Versprechungen waren. Im stillen sehnt sich ja die Masse von diesen Führern weg. Sie will auch wieder andere Begriffe als Darwinismus und Koalitionsrecht verarbeiten, aber bieten wir ihr statt Steine das Brot, nach dem sie verlangt? Bieten wir ihr die neue nationale Gemeinde, so lebenerfüllt und geistdurchwirkt, wie es wirkliche Volksführer müssen? Ich glaube nicht, daß wir das sagen dürfen.

Die Ernüchterung über die ausgebliebene Erfüllung der Parteiutopien lenkt den Blick zurück auf die geschmähte Zeit vor dem Krieg, als der deutsche Proletarier in unserem kargen, trüben Norden an menschlicher Würde, Sicherheit und Behagen der Existenz einen Rekord über alle von der Natur begünstigteren Völker errungen hatte. Unsere Vorkriegszeit wird geschichtlich dafür denkwürdig bleiben, daß die Menschen, die ins irdische Paradies versetzt sind, erst gewahr werden, daß es das Paradies war, nachdem sie daraus verstoßen sind. Der vom Arbeiter heute errungene Lohn ist zweifellos entfernt nicht ausreichend, ihm die Lebenshaltung heute wie vor dem Kriege zu sichern, die er doch damals schon, obwohl sie eine in der Weltgeschichte unglaublich hohe war, als ein Parialos anklagte. Nicht einmal zu dieser alten Lebenshaltung, auch nicht entfernt, befähigt ihn der heutige Lohn, und trotzdem ist dieser Lohn eine Utopie, ebenso wie das Gehalt des Beamten! Es ist ein Scheinlohn, wie alle unsere Papierwerte nur Schein sind! Diese Erkenntnis: daß heute die Einnahmen viel zu gering und trotzdem viel zu hoch sind,

ist der kürzeste Ausdruck unserer furchtbaren Lage, und jene Forderungen Calwers, die wir unseren Überlegungen voranstellten, wirken wie das Fallbeil auf alle die jahrzehntelang doktrinär und programmatisch genährten Hoffnungen und Einbildungen. Selbst wenn heute der Verteilungsschlüssel der nationalen Güter zwischen den verschiedenen Ständen gerechter wäre als vor dem Umsturz, so ist doch die Masse der zu verteilenden Güter geschwunden und die Existenzmöglichkeit gerade des vierten Standes am allermeisten bedroht.

#### 4.

Aber ist der heutige Verteilungsschlüssel zwischen den Ständen wirklich gerecht? Gerecht, nicht im Sinne einer abstrakten Weisheit, sondern gemäß dem notwendigen Gemeinsinn, der die Bedingungen künftigen Gesamtdaseins einer Nation erfasst?

Dem vierten Stand geht es nur relativ besser, absolut aber unendlich schlechter als vor dem Krieg gemäß dem immer noch nicht scharf genug begriffenen Gesetz der nationalen Gesamthaftung. Trotzdem ist heute für die Volksgesamtheit und alle ihre Glieder ohne Ausnahme noch wichtiger als die Lohnfrage des vierten Standes die Frage, ob der Mittelstand, der nicht nur überhaupt mit dem Ganzen gesunken, sondern noch unter sein mittelständliches Daseinsminimum hinuntergedrückt ist, wieder befähigt werde, seine Leistungen als Mittelstand, d. h. als Führerstand und eigentliche Werkstatt schöpferischer Arbeit zu erfüllen? Es ist ja völlig undenkbar, daß der vierte Stand den Mittelstand für immer zu sich herabzwingt, denn der Mittelstand ist ja heute keine abgeschlossene Kaste, sondern er bildet sich fortgesetzt neu aus den Tätigsten, Klügsten, Pflicht- und Verantwortungsbewußtesten des vierten Standes. Er entsteht aus einer Veranlagung, die vor allen Dingen in die Zukunft disponiert, aus Erfahrung lernt, auf lange Sicht Reserven bildet und mehr das Wohl der Kinder als das eigene ins Auge faßt. Die aufstrebendste Schicht des Mittelstandes ist die mit dem Solidaritätsgefühl für die Familie und das Volksganze erfüllte Auslese des vierten Standes. Dazu kommen die Nachkommen dieser hochqualifizierten Emporkömmlinge, Nachkommen, die, einerlei wie stark ihre persönliche Potenz ist, jedenfalls durch Veranlagung und Erziehung Fähigkeiten mitbekommen, die dem Großteil der durchschnittlichen Proletarier und ihres Nachwuchses fehlen. Der Stand, der von der Hand in den Mund lebt und nicht lernt, fernerliegende Zusammenhänge zu begreifen, ihnen entgegenzusehen und sich auf sie zuzubilden, kann wohl vorübergehend durch seine Masse den anderen Gesetze diktieren, er wird aber von einer ihm ungünstigen Konjunktur, dem nächsten Wellenschlag ebenso rasch wieder zurückgestoßen; er geht schon an der Lüge der falschen — national unsolidarischen — Führer ein, die er sich in seiner hoffnungsvollen Unwissenheit gewählt hat. So schlecht es auch jetzt dem Mittelstand geht, so ist kein Zweifel, daß aus den Volksangehörigen, die sich geistig und materiell Reserven anlegen, wieder ein neuer Mittelstand hervorstößt. Seine jetzigen Schichten dürften größtenteils zermürbt werden. Aber wenn sich nicht ein neuer Mittelstand mit verhältnismäßig gehobenen Lebensbedingungen mehr bilden kann, so ist die ganze Nation einschließlich des vierten Standes verloren. Es ist ein gewaltsamer, unnatürlicher und nicht von Dauer gekrönter Zustand, in dem das Proletariat durch politische Macht den Mittelstand auf seine eigenen Daseinsbedingungen niedergedrückt hat, so sehr, daß besonders bedrängte Mitglieder des Mittelstandes, wie verabschiedete Offiziere, sich geradezu

nach proletarischen Beschäftigungen der Entlohnung wegen drängen. So etwas hat keinen Bestand.

Ich predige hier keine Mittelstandspolitik in dem Sinn einer Kampforganisation gegen den vierten Stand, auch nicht in dem immerhin berechtigten Sinn einer Abwehrsolidarität gegen die gemeinschaftsschädlichen Einbildungen jenes anderen Standes. Die mangelnde Solidarität des Bürgertums, seine Lauheit im Klassenkampf, ist zum Teil Philisterart, zum Teil jedoch eben die Rehrseite seiner größeren Solidarität für die Nation. Der Mittelstand ist immer für das Ganze dagewesen. Seine Grenzen sind fließend, er reicht von der Basis bis zur Spitze des Volkskörpers. Er kann kein starkes Standesgefühl haben, und wir brauchen heute auch nicht mehr Klassenpolitik des Mittelstandes, sondern weniger Klassenpolitik des vierten Standes.

Mittelstandspolitik bedeutet heute etwas ganz anderes, nämlich die Sorge für die Leistungsfähigkeit der Nation als ganzer, die Sorge vor allem auch für die nackte Lebensfähigkeit der vingt millions de trop, d. h. eben des Industrieproletariats. Die Arbeiter müßten den Unternehmer, den Erfinder, den seiner deutschen Pflichten bewußten Kapitalisten heute in Gold fassen, statt durch unreife Sozialisierungswünsche diese Kräfte zu lähmen und das Ganze zu verwirren. Wir sind zu dem Glauben berechtigt, daß aus den deutschen Laboratorien noch einmal wesentliche Erleichterung für das deutsche Volk hervorgehen wird. Erfindungen und Arbeit werden für uns das sein, was den Russen ihr Land, den Engländern die Seegewalt, den Franzosen die Säbelherrschaft und das jus vitae et necis auf dem Festland und in Afrika ist. Die Kohle ist nur ein vorläufiges Darlehen der Natur an den Menschen; unerschöpflich scheinen die Kräfte, welche die Natur bereit ist, sich von den künftigen Prometheus ablistern zu lassen. Daß in der weiteren Bezwingung der Natur der deutsche Geist führend tätig sein wird, wenn er imstande bleibt zu forschen und zu schaffen, darf nicht bezweifelt werden, und es ist wohl denkbar, daß der Rhythmus unserer Geschichte, die schon öfter durch Verarmung und Entvölkerung hindurch zu neuen, fast explosiven Kraftzeitaltern geführt hat, sich abermals wiederholt, und daß beispielsweise in einem Jahrhundert auf dieser dürftigen und engen deutschen Scholle noch einmal ein Hundert-Millionen-Volk seine Nahrung findet. Aber an diese fernen Zukunftsbilder dürfen wir nur glauben, wenn wir in unserer gegenwärtigen Generation mit der geistigen Wiedergeburt der Nation auch das unerläßliche Mindestmaß materieller Pflege der Führerschicht erhalten. Heute sind wir alle auf eine Art von Einheitslohn herabgedrückt, aber es muß gerade in unserem Lande, das zum Unterschied etwa von Rußland nicht durch Hand-, sondern nur durch Kopfarbeit leben kann, dem Mittelstand auch ein Daseinsminimum gewährt werden, das ein gewisses otium cum dignitate, einen Geld- und Zeitüberschuß für Selbstbildung und Kindererziehung übrig läßt.

Hier liegt der Kernpunkt der sozialen Frage unserer Zeit, denn auch die soziale Frage ist von der Umbildung Deutschlands nicht unberührt geblieben. Und es ist, wenn ich mir diese Kritik erlauben darf, auch in dem Programm Ihres sozialen Kurses, der sich fast ausschließlich mit den Arbeiterproblemen beschäftigt, ein Rest der alten Zeit stehen geblieben, in welcher wir uns als beati possidentes zu dem vierten Stand, unserem Schmerzenskind, verstehend und hilfsbereit herniederneigten. Augenblicklich hat sich der Arbeiterstand mit kräftigen Ellenbogen den Weg zur Macht

gebahnt. Er selbst hat nicht das genügende Verständnis dafür, daß geistige Arbeit höher bezahlt werden muß als Handarbeit, u. a. auch deshalb höher, damit der Handarbeit überhaupt noch Arbeitsstätten bereitet werden. Nichts ist heute verfehlter, als eine weiche Auffassung der sozialen Frage. Wir müssen erst die Führer des neuen Zeitalters haben, dann wird sich alles andere finden, und auch der Masse wird es wieder besser gehen, wenn sie die Führer hat. Es ist ein unmöglicher Zustand, daß eine Universität — ich denke dabei an die, welcher ich angehöre — nur noch dann am Leben erhalten bleiben soll, wenn sie sich mit einer Arbeiterhochschule verbrämt; auch die Arbeiter müssen lernen einzusehen, daß es heute gar nichts Wichtigeres gibt als Universitäten, oder z. B. auch die „Kinderstube“ des Mittelstandes, die Erziehung von Intelligenzen zu Führeraufgaben, die Studien derer, die nicht sowohl zur Rezeption als zur Produktion geistiger Werte berufen sind; — aus dem „Einheitslohn“ kann das nicht aufgebracht werden.

So wichtig es heute ist, die materiellen Forderungen des Mittelstandes hervorzuheben, so ist doch zweierlei sofort hinzuzufügen, einmal, daß auch im günstigen Fall die Entbehrungen des Mittelstandes so groß sind, daß nur ein ungeheures Wollen seine geistige Leistungsfähigkeit erhalten kann, und zweitens, daß einzig und allein dieses mächtige neue Wollen und nicht das gesättigte Bürgertum von einst berufen sein kann, die neue Zeit zu verstehen und unseren Verfall zu einer Wiedergeburt zu gestalten. Der Mittelstand ist infolge der Weltteuerung in allen Ländern bedrängt; überall stellt er die „neuen Armen“. Es ist für die politisch-soziologische Schwerefälligkeit und für den Standesdübel unseres Mittelstandes bezeichnend, daß das Schlagwort die „neuen Armen“ heute in England und Frankreich schon gang und gäbe ist, während es bei uns gerade auf die, welche es angeht, noch übertrieben und geschmacklos wirkt, bis die letzten Reserven aufgezehrt sind und die korrekt verschämte Armut nichts mehr zu verschleiern hat. Der deutsche Mittelstand, der vor dem Kriege mit der Wunschkrute eines kleinen Rentenvermögens sich als Herr der Schöpfung die Schätze des Erdballs zu eigen machen konnte, heute gleicht er einem jäh verarmten Schloßbesitzer, der noch Haus und Einrichtung, Manieren und mancherlei Bedürfnisse hat, aber das Schloß nicht mehr lange halten kann, schon die Dienstreute entläßt, die Spuren des Verfalls überall aufsteigen sieht und sich an den Fingern abzählt, wann er auch das letzte verkaufen muß, um Brot dafür einzutauschen und wann er schließlich das einzige Kapital, das ihm nicht genommen werden konnte, die anerzogene Kultur, als Reitlehrer bei Emporkömmlingen nutzbar machen muß. Bei diesem Hinuntergleiten bleibt den „neuen Armen“ die Verpflichtung, das Wiedervornansetzen zu leiten, die Wiederherstellung der wirtschaftlichen Ordnung, des Verantwortungsbewußtseins, des Nationalgefühls zu beginnen, neue Lebensmöglichkeiten für die ganze Nation zu ersinnen. Führt der Mittelstand ein proletarisches Dasein, reibt er seine Kräfte auf in der bloßen Erhaltung des Daseins, so hört er eben auf, Mittelstand zu sein, und das ist die schwerste Kriftis für die Kultur und die nationale Zukunft, die weder vom Proletarier, noch vom überlieferungsarmen Emporkömmling getragen werden kann, weil beide zu sehr nur im Hier und Heute aufgehen. Denken wir nun zurück an die früher geschilderten Zahlen, vergegenwärtigen wir uns, daß die Einkünfte des Mittelstandes nach Abschreibung der sich aufzehrenden Reserven und der fiktiven Papiergeldwerte vielfach noch weit unter dem nackten Existenzminimum liegen, vergegenwärtigen

wir uns, daß die Leistung der artes liberales im sozialen Dasein großenteils auf der ehrenamtlichen Funktion der kleinen Rente beruhte, die z. B. den jungen Gelehrten zu seinen Leistungen für die Gesamtheit in stand setzte, so gewahren wir mit Schrecken das Zukunftsbild einer Ausgleichung des Bürgertums mit dem Proletariat wie in den materiellen Einnahmen, so auch in der geistigen Lebensführung, nämlich nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten. Es lag viel an den Kleinigkeiten, die dem deutschen Bürgerhaus Form gegeben haben, den Klavier- und Zeichenstunden, den kleinen Kunstreisen durch Deutschland und (mit dem viel verspotteten Lodenzeug) nach Kopenhagen und Florenz, an der Hausbücherei, den Zeitschriften und der Geselligkeit, der ehrenamtlichen und nationalen Selbstverwaltungs- oder Vereinstätigkeit usw. Es dürfte kein guter Nährboden für das künftige Deutschland sein, wenn sich die soziale Ausgleichung auf der mittleren Linie der von Mittelstand und Proletariat gleichermaßen gesuchten Kinowärmestube vollzieht.

Aber den Typus des deutschen Mittelstandes halte ich für die spannkraftigste Organisation in der Welt; er wird sich anpassen und Hemmungen werden ihm ein Ansporn zur Überwindung sein. Freilich müssen wir unsern Typus ändern, ihn vereinfachen. Die neue Solidarität kann nur wurzeln in einer neuen Persönlichkeit.

##### 5.

Wir sind am Spezialistentum zugrunde gegangen. Aus tausend Einzelerfahrungen des letzten Jahrzehnts setzt sich diese Erkenntnis zusammen: daß die Verengung des Gesichtskreises, die Zerteilung der Verantwortlichkeit, die Aushöhlung der Persönlichkeit, wie sie unser arbeitsteiliger und mechanisierter Lebens-  
typus der Vorkriegszeit mitbrachte, den Instinkt in uns abgestumpft und die Geschlossenheit zerbröckelt hat, die allein das richtige und große Handeln in den Stunden der Krisis gewährleistet. Wir hatten jeder seine spezialistische Welt zu einem Kosmos für sich ausgebaut, so virtuos und fein, daß wir in den Werken des Friedens damit fast auf jedem Gebiet Meister und Führer gewesen sind. Jedoch wir waren, an früheren Generationen Deutscher gemessen, Mann für Mann einzeln schwächere Persönlichkeiten geworden. Wir hatten große Aufgaben in der Technik, den Naturwissenschaften, der Industrie, und der Wettbewerb steigerte die Leistung; für solche Teilgebiete hatten wir deshalb kräftige Persönlichkeiten. In den Geisteswissenschaften, in der Weltanschauung, im geistigen Leben überhaupt, sogar in der Politik aber fehlte der Vorkriegszeit das große Ziel und das Straffen der Kräfte. Es gewöhnte sich jeder an das Gestalten im Kleinen, an das epigonenhafte Bewahren, Zerlegen und Weiterverfeinern. Wenn uns die Weltgeschichte nicht dazu verpflichtet hätte, als lauter Kleine ohne einen Bismarck ums Leben zu kämpfen, dann wäre es vielleicht noch lange gut gegangen. Aus dem Volk der besten Spezialisten kann ein Führer alles machen; schlecht geführt aber zerfällt es in Arbeitsteilung ohne schöpferische Arbeitsvereinigung und kann vor allen Dingen nie recht erkennen, woran es dem Ganzen fehlt. Der Spezialist fühlt sich als Fachmann, als Vertreter einer bestimmten Klasse, Partei oder Arbeitsmethode, aber immer umfaßt er nur etwas vergleichsweise Privates, mißtrauisch gegen sein eigenes Urteil über Außerfachliches, mißtrauisch gegen Einbrüche anderer in das eigene Fach. Die Schranken des Ressorts und dessen Bedeutung werden von ihm überschätzt, weil sie einen Schutzwall gegen Fremde für ihn bilden. Das Spezialistentum

zieht deshalb die schwächlichen Charaktere an und schwächt die starken. Es zieht den Dünkel der kleinen Päpste groß und zugleich die Verantwortungscheu. Sie wissen es aus der eigenen Berufserfahrung, welche dankbaren Herzen man findet, wenn man diese Schranken, diese Trägheit zu überwinden strebt und die, welche bei einem Rat suchen, nicht eine überlieferte Autorität, sondern eine ringende Persönlichkeit fühlen läßt. Eine Persönlichkeit ist, selbst wenn sie unterliegt, für Gott und die Welt wertvoller als ein Spezialist, der immer das Gesicht wahrt.

Wir sind heute gar nicht vor die Wahl gestellt, ob wir aus diesem Spezialistentypus herauswollen, der in der Auffassung des Ganzen und in der Verantwortung für das Ganze so schwach war. Dieser Typus ist ja durch die Zeit schon zerbrochen und zwar nicht nur an seiner eigenen Hohlheit hilflos geworden; sondern auch viele Voraussetzungen für seine arbeitsteilige Tüchtigkeit sind gleichermaßen weggefallen. Als akademischer Lehrer z. B. kann ich heute nicht mehr Spezialisten wie früher heranbilden. Für viele Studien sind wir zu arm geworden, die Papierfabrik und der Drucker haben den wissenschaftlichen Autor aufgezehrt. Heute verlangt der Student nur noch rasche Aneignung eines abgekürzten Fachwissens oder Beihilfe zur Ausbildung einer vertieften Weltanschauung. Wir sind einfach nicht mehr in der Lage und sind auch nicht mehr dazu verpflichtet, eine Menge Feinarbeit für die Welt zu leisten, die wir früher getan haben. Nur diejenige Feinarbeit, welche zu dem „*primum vivere*“ unerläßlich ist, insbesondere die in den Naturwissenschaften, müssen wir uns erhalten, und das „*deinde philosophari*“ muß wieder mit einem geringeren Aufwand von Material, mit geringerer Breite und dafür größerer Tiefe geleistet werden. Die Zeit verlangt von uns jetzt nicht spezialistische, sondern universalistische Verbollkommnung, nicht Verbreiterung des Wissens, sondern Vertiefung und Verstärkung der Persönlichkeit; der Wille zur Ganzheit hat wie im Staat so in der Kultur eine neue furchtbare Notwendigkeit erhalten. Wir brauchen — ausgeplündert, wie wir sind — den Instinkt, um die nicht zu raubenden Werte zu finden.

Vorhin hat mich einer von Ihnen gefragt, ob ich als Volkswirtschaftler oder als Soziologe, als Historiker oder als Biologe, als Sozialethiker, als Kirchenmann oder als Professor sprechen wollte. Ich glaube, es kommt in unseren Tagen nicht so sehr darauf an, ob einer ein Fach verkörpert und *ex cathedra* spricht, nicht das tut not, daß der deutsche Professor überall sein Katheder um sich herumtrage, in welcher Gesellschaft er auch auftrete, und so jeder Stand sein besonderes papiernes oder hölzernes Arbeitskleid und „*Noli me tangere*“ zur Schau stelle. Dem englischen Professor, Offizier oder Geschäftsmann hat man es in der Gesellschaft nie angemerkt, was er sei; er war einfach englischer Gentleman. Unser Vorzug der Sachlichkeit und speziellen Tüchtigkeit soll natürlich nicht zum englischen Gentlemanthypus verflachen; dann wären wir, die kein fettes Old-England unter den Füßen haben, freilich verloren. Aber es kommt doch heute viel mehr darauf an, daß sich jeder zu dem Standpunkt der Verantwortung für das Ganze zwingt, daß er sich gewöhnt, so zu urteilen, als ob er der Kaiser wäre, und wenn er auch nur der jüngste Leutnant oder Student ist; daß er im Fachministerlein nicht mehr das letzte Wunderstück der Kultur erblicke; daß er die neue Zeit nicht mit den vielfältig gebrochenen Begriffen von einst, sondern aus ihr selbst heraus zu verstehen trachte, auch auf die Gefahr hin, nicht überall Fachmann sein zu können oder Ressortrechte zu stören. Es muß den

Menschen in unserer Not und Armut jetzt eine neue Kraft zuwachsen, damit das deutsche Volk seine Anpassung an die neue Lage vollziehen kann: der Instinkt für das Ganze, der nur hervorgeht aus dem Bemühen des einzelnen, sich selbst zur Ganzheit zu bilden.

Je arbeitsteiliger und komplizierter ein Organismus geworden ist, desto weniger leicht kann er sich bei einer jähen Umkehrung der Lebensbedingungen umstellen. Wir sehen dies beim Aussterben von Bevölkerungsklassen wie von Tierarten. Jeder von uns und die deutsche Nation als ganze hat in dem Zustand, den sie in den letzten Jahrzehnten annahm, zweifellos die Fähigkeit herabgemindert, sich einem so jähen Wechsel der Lebensbedingungen anzupassen. Wir müssen versuchen, wieder ein einfacher Organismus zu werden, einfacher, d. h. mehr Ganzheit in jedem Teil. Unsere früher ausgebildeten Organe werden teilweise verkümmern, zum andern Teil eine ungewöhnliche Regenerationsfähigkeit entwickeln müssen. Die Vereinfachung unserer Zivilisation, die mit der Verarmung notwendig verknüpft ist, braucht nicht schlechthin eine Verkümmern zu bedeuten; sie kann auch zu einer schöpferischen Tiefe hinführen. Wir müssen in die neue Zeit so viel von spezialistischer Genauigkeit hinüberretten, als für die neuen Lebensbedingungen notwendig ist und unser Fachwissen unter den erschwerten Verhältnissen um so strenger auf die Jugend dort weitervererben, wo die alte deutsche Weise, Stein zu Stein zu tragen, uns wieder emporbringen kann. Aber zugleich muß uns das Bewußtsein erfüllen, daß alle Einzelarbeit umsonst bleibt, wenn wir nicht wieder als Ganzes Modell werden für die Welt.

Es ist die geschichtliche Aufgabe unserer Generation, vom Alten zu retten, was gerettet werden muß, und durch Erkenntnis der Wirklichkeit das Neue vorzubereiten. Nichts ist falscher als der Individualismus, den man jetzt so häufig als letzte Zuflucht anpreisen hört, wenn die Persönlichkeit sich aus der schlechtesten aller Welten mit Goethe oder einem andern Trost auf sich selbst zurückziehen will; die Einsamkeit, die für den Schaffenden notwendig ist, das Eintauchen des Geistes in den Geist, ist heute nur erlaubt, wenn die in der Stille gewonnene Kraft und Gewißheit sich wieder ausgibt für die Allgemeinheit. Es kommt jetzt alles auf Gemeinschaftsbildung und gemeinschaftsbildende Persönlichkeit an.

Die Verarmung bringt die Gefahr der Enge und Kleinlichkeit, der Beschränkung auf das Nächste und Private mit sich. Weltkenntnis und kleinbürgerliche Unduldsamkeit, Eigenschaften, die der Deutsche in früheren Zeiten des Emporbüffeln aus der Armut erworben hat, würden in Zukunft sich wieder verstärken, wenn nicht ein universaler Zug das Gegengewicht bildet. Dem Edlen ist es eine Qual, die Tätigkeit fürs Allgemeine privaten Zwecken opfern zu müssen; wenn ihn die bittere Not zwingt, bricht es ihm leicht die Schwingen. Deshalb müssen wir die allgemeine Pflicht so einfach, tief und vollstümlich gestalten, daß sie von jedem auch in der Fron der bis zur Erschöpfung getriebenen Brotarbeit noch erlebt und erfüllt werden könne. Der Instinkt ist das Wesentliche. Wie im Insektenstaat das völlig mechanisierte Individuum in jeder Bewegung instinktmäßig dem Zweck des Ganzen folgt, so führen wahrhaft nationale Völker, wie etwa die Engländer oder Iren, im Individuum, diesem selbst oft unberußt, die Einordnung aller Regungen zum Ganzen. Unser spezialisierter Instinkt treibt uns Fachleute und Partikularisten oft auseinander.

Persönlichkeit haben heißt in unserer Zeit zugleich: praktisch werden. Wir hatten vor dem Krieg auch ein Spezialistentum des Idealismus; es gab so viele treffliche Deutsche, die es verschmähten, auf dem steinigen Boden der Politik und des realen Kampfes ums Dasein aufzutreten. Heute muß, wer ohne Falsch wie die Tauben sein will, auch Klug wie die Schlangen werden; aus der Solidarität, wie aus dem Mangel wächst der Realismus heraus. Jeder lege sich für die Zeiten, die kommen, einen praktischen Beruf zurecht, der ihn im Falle der Auflösung unserer noch argenblicklich bestehenden Kulturordnung am Leben erhält, und jeder lerne auch, für den Staat praktisch denken, praktisch reden und praktisch schweigen. Die Kunst liegt heute darin, die unvermeidlich verschärfte Brotarbeit und den Erwerbsskampf zu verbinden mit einer trotz kürzester Muße um so vertiefteren Ausarbeitung der allgemeinen Bedeutung seiner Persönlichkeit. Trotz schlechter Ernährung, behindertem Verkehr, versperrten Kulturgütern und Arbeitsüberstunden noch mehr von Goethe oder Luther in sich tragen als früher: darauf wird es ankommen; und zugleich ist alles nur dann fruchtbar, wenn es zum Ganzen strebt.

Das Zeitalter derer beginnt, die alles, was sie tun und betreiben, auf die Gemeinschaft beziehen, sei es, daß sie Macht und Besitz, sei es, daß sie Erkenntnis und geistiges Schaffen anstreben. Nur konvergierende Kräfte kommen heute zu einem Ziel. So übermächtig auch die divergierenden Kräfte erscheinen, so sind sie doch schwach und hohl in ihrer Zersplitterung, kurzlebig in ihrer Verwirrung und werden dem umformenden Druck einer zum Staat entschlossenen Schar sich williger fügen, als es heute den Anschein hat. Aber nur die Liebe bindet und zieht zusammen. Auch die zersplitterten Grüppchen, die heute in so reicher Fülle untereinander habern, sind nur denkbar, weil in ihren Führern und Anhängern doch ein gewisses, freilich zu spezialisiertes Maß von Persönlichkeit und gemeinschaftsbildendem Sehnen lebt. Aber sieht man z. B. die sechs bis zehn verschiedenen, sich aufs Messer bekämpfenden Gruppen sozialistisch-kommunistischer Parteien, so gewahrt man, daß der Proletarier, der unausgesetzt mit den Farben- und Meinungsverschiedenheiten dieser Gruppen beschäftigt wird, dereinst willig einer neuen Parole folgen wird, die ihn über diesen Parteienjammer und alles, was er dort ausschließlich zu hören bekommt, hinweg, zu einer viel stärkeren Liebe und Solidarität, in eine viel größere und reichere Welt der idealen und realen Interessen hineinzieht — vorausgesetzt, daß wir die Kraft haben, diese anziehende Gemeinschaft für ihn vorzubauen. In den bürgerlichen Parteien der Vorkriegszeit war gewiß für den Arbeiter wenig Raum. In der Gesellschaft der Vorkriegszeit bildeten sich die civitas-terrena-Triebe der Menschen nach einem selbstbewußten Krastegoistentum hin aus, während sich die civitas-Dei-Triebe in die immer feinere Spezialistenarbeit verästelten. In unserer heutigen Gesellschaft sind die civitas-terrena-Triebe zu einem tollen Wirbel des Genusses, der Spekulation, der Fahnenflucht entartet, die civitas-Dei-Triebe aber formieren sich neu, und wer ihnen folgt, kann gewiß sein, daß er mit der Zeit geht. Beide Welten, die civitas Dei und die civitas terrena, sind in unserem Zeitalter in eine ungeheure Fortbewegung geraten. Sie wachsen nebeneinander her ins Große, die civitas terrena sichtbar, die civitas Dei vorerst noch unsichtbar; aber Druck erzeugt Gegendruck, und je mehr sich die Züge der materialistischen Gesellschaft verhärten und versteinern, desto stärker sammelt sich auch aus den Tiefen ein lebendiger Quell, der nur darauf wartet, daß der

Zauberstab des Führers ihn aus dem Gestein hervorspringen lasse. Wie im kaiserlichen Rom neben den sardanapalischen Formen das Katakombenchristentum, wie im Quattrocento neben dem Epikuräertum Savonarola, so wächst mit dem Bovist unserer heutigen Gesellschaft auch die Gemeinschaft von morgen empor, und wenn jene zusammenbricht, ist diese auf dem Plan. Das Auftreten von Schwarmgeistern, Tanzbruderschaften, Zungenrednern und wirtschaftsphantastischen Sekten beginnt bereits, unserer Zeit den Anstrich früherer Perioden religiösen Lastens zu geben. Es kommt jetzt alles auf die Frage an, ob die Erregung der Leidenschaften und der idealen Triebe gesammelt wird durch klare Führerschaft, die ebenso die gesunden Notwendigkeiten des Lebens, die Pflege von Erwerb und Macht, wie die idealen Bedürfnisse der Zeit erkennt. Es gibt keine größere Zeit, keinen schöneren Zusammenhang, als in der kommenden Gemeinschaft unter den Ersten zu arbeiten. Das wahre Ideal behält immer Recht, einerlei, ob es gegen die Zeit läuft und an ihr zerbricht, oder ob es für die Zeit streitet und sie führt. Wir dürfen aber hoffen, daß bei der rasenden Entwicklung unserer Verhältnisse die Zeit der Führung für das Ideal nicht mehr allzu fern ist.

Die Wiegeburt Deutschlands hat sich in früheren Krisen auch zuerst in den Tiefen der Seele vorbereitet und ist von wenigen einzelnen in Fluß gebracht worden. Ergreifend ist es in unserer Zeit zu sehen, wie der Mangel an Führern überall die Suchenden zusammenführt, die auf den Pfingstgeist warten. Die Gefolgschaft wäre da, wenn sie nur den Führer hätte. Es werden heutzutage viele Versammlungen abgehalten, um über das „Führerproblem“ zu diskutieren, etwas fast Komisches und doch zugleich Rührendes. Ausführende Hände und vaterländische Hingabe hat Deutschland, wenn es darauf ankommt, wohl genug.

Sind wir eine Zeit der Vorläufer? Wenn man nicht die ältere Generation, die größtenteils für die neue Lage verloren ist, sondern das beobachtet, was in unserer Jugend heranwächst und zur Gestaltung drängt, dann muß man die Frage bejahen. Wir haben keine Führer, aber wir beginnen zu wissen, worauf es ankommt, und wenn wir danach handeln, so wird die Generation nach uns vielleicht den Führer haben.

## 6.

Völker in unserer heutigen Lage warten auf den Messias, der sie führen soll, oder auf das technische Wunder, das ihre materielle Lage wieder zum Besseren umwälzt. Aber mit dem Warten ist es nicht getan. Das unmittelbar zu Leistende, die Bildung der neuen Gemeinschaft und der neuen Persönlichkeit, ist in sich selbst nicht nur Hoffnung, sondern schon Erfüllung. Verarmung und Verengung der äußeren Wirkungsmöglichkeit bei innerer Verdichtung der Persönlichkeit, die wieder von einem festen Zentrum aus lebt, ist die Geburtsstätte eines neuen religiösen Gefühls. Auch in der Form des Aberglaubens treibt das Sehnen unserer erschrockensten Zeit sonderbare Blüten. Die niederen religiösen Triebe ziehen sich in das Halbdämmer zurück, wo das „versuchte Denken“ endlich einmal zur Ruhe kommt, und so sehen wir schon heute, daß für die rückständigeren religiösen Kulte und Lebensformen eine ganz neue Chance sich ergibt. Die Anschlagssäulen einer Großstadt sind ein beredtes Zeugnis dafür, wie die Menschen wieder einen Ausgleich im Jenseits suchen, in Magie, Spiritismus und Zeichendeuterei, ein wilder, verzweifelter Jenseitsdämonismus, wie er solchen Zeiten eignet und auch dem Aufstieg echter

und neuer Religiosität als trüber Wirbel voran- oder zur Seite läuft. Ein gewisses Sinken der Bildung, eine Erschlaffung der kritischen Hemmungen kommt diesem Treiben zugute. Wie steht es hier um Zukunft und Aufgabe der evangelischen Kirche, die entweder den Besten ihrer Zeit genug tun muß oder überhaupt nichts bedeutet? Die deutsche evangelische Kirche ist durch ihre Verkettung mit dem Nationalen in die Krisis des Nationalgefühls, die wir durchlebt haben, aufs stärkste mit hineingezogen worden. Wie ihr früher die Feindschaft des Marxismus gegen das Nationale den Boden abgrub, so wird sie von der Wiedergeburt des Deutschtums aufs tiefste berührt werden, weil diese Wiedergeburt nicht anders als eine zum Teil religiöse sein kann. Der Gedanke der Gemeindebildung, einer Gemeinde, die alle Volksstände umfaßt, wird der Treffpunkt des Deutschen und des Evangelischen sein. Die Konjunktur ist da und fordert von jedem unter uns unmittelbare Hingabe.

Die großen Religionsstifter hatten das Geheimnis nicht einzigartiger theoretischer Erkenntnis, sondern einzigartiger gemeinschaftsbildender Persönlichkeit. Sie lebten als erste in einer notwendigen, neuen unsichtbaren Gemeinschaft, und sowie sie von ihr sprachen, bildete sich diese um sie herum. Das Unmittelbare, Einfache, Positive und Konzentrische ihrer Forderungen schuf den neuen Körper und zwar um so viel mehr Körper, je stärker der Geist aus ihnen sprach. Der Glaube, der das sicherste Zentrum hatte, bildete auch den größten Radius. Das Christentum versteckt sich in jedem Zeitalter hinter neue Begriffe; es ist unsere Aufgabe, es aus denen von heute hervorzuziehen und in denen von morgen zu ahnen, nicht es in den abgestempelten Begriffen von gestern zu predigen. Das Beruhigte, Gesättigte und Geregeltete der evangelischen Kirche vor dem Kriege entsprach dem bewahrenden, gesicherten Charakter unserer damaligen epigonenhaften Aufgaben. Jetzt, nachdem der Weltkrieg eine neue Kerbe in die Weltgeschichte eingeschnitten hat, sind die historischen Formen Wittenbergs für sich allein noch weniger als früher ausreichend, um den ewigen Gehalt des Evangeliums darzustellen und mit dem edelsten Willen unseres Volkes zu verknüpfen. Wittenberg muß sich mit Weimar verbinden, und beide müssen zu jenem Berlin vor 100 Jahren hinblicken, dem Berlin der nationalen und idealistischen Wiedergeburt, dem Berlin der Fichte, Scharnhorst, Stein und Schleiermacher, in dem sich die aus gemeinsamer Wurzel erwachsenen und mit so vielen gesamtdeutschen Säften genährten Daseinsformen unseres Geistes Wittenberg, Weimar und Potsdam vereinigten. Die Zeit Metternichs hat zu unserem heute noch so fühlbaren Schaden diese herrlichste Synthese des Deutschtums abgebrochen. Ihre Keime heute in einer ähnlichen Lage der ersten Wiedergeburt zu entwickeln, ist unsere Aufgabe. Das „Los-von-Berlin“ — begründet genug, wenn man das heutige Berlin ins Auge faßt — muß wieder weichen der Sehnsucht nach einer wahren Hauptstadt des Deutschtums, welche die besten Kräfte aus dem Land und Volk in sich hineinzieht und eine Seele bildet, so, wie das Berlin von 1810 im Begriff war, Hauptstadt des Deutschtums zu werden in dem schönen Augenblick, als die Deutschen glaubten, es gelänge der Nation, in einer Erhebung Freiheit, Einigkeit und konzentrische Geistigkeit zu gewinnen. Die Zeit vor hundert Jahren greift uns heute anders ans Herz als das Zeitalter Karls V. Und vor allen Dingen braucht die evangelische Kirche heute nicht Führer, die, verzweifeln an dem alten Kirchenideal, sich mit der Seelsorge im Kleinen abfinden, sondern solche, welche die Gemeindebildung im größten und weitesten Sinne ins Auge fassen. Glauben Sie

doch nicht, daß Sie die Arbeiter wieder in die Kirche hereinbringen, wenn Sie nicht gleichzeitig oder früher die Gebildeten wieder in die Gemeinde einzugliedern vermögen. Das Zeitalter wartet auf neue Manifestationen des evangelischen Gedankens, die Deutschen verlangen nach neuen Formen der Gemeinschaft, in denen sie den tiefsten Gehalt unserer geistigen Geschichte wiederfinden, aber alles eingestellt auf die unmittelbar gefühlten Nöte unserer Tage. Wie die Kirchenväter in einem Zeitalter der Verarmung und Verkümmern, das keine breit ausgeprägten Alexandriakulturen mehr zu tragen vermochte, das antike Erbgut zu Häcksel geschnitten, diesen zeitgemäßen Auszug aber, um ein neues Zentrum gruppiert, zu neuer Wirkung brachten, so werden wir den geistigen Schatz unserer Überlieferungen im Gedanken an die Gegenwart neu zu mustern haben. Ein Luther unserer Tage würde vielleicht nicht weniger Werkheiligkeit und Lippendienst bei uns finden als in seiner Zeit, und er würde vielleicht bei der Scheidung des Lebendigen vom Toten ein konzentrisches und universales Christentum unserer Zeit unter Verwendung dessen bauen, was in den vier Jahrhunderten seit seinem Tode dem deutschen Geist zugewachsen ist.

7.

Ich ging davon aus, daß unsere Generation, welcher die große Schöpferkraft etwa im Sinne des Zeitalters vor hundert Jahren fehlt, bei ihrer Sammlung aller im Volk schlummernden Kräfte die Pflicht hat, nachschöpferisch mit unserem reichen und noch längst nicht ausgeschöpften geistigen Erbgut zu wuchern. Die Aufgabe, Goethe zu sozialisieren, kann freilich nicht einer unserer vielen heutigen Sozialisierungskommissionen anvertraut werden; aber man wird auch in Goethe künftig nicht mehr mißverständlich nur den Individualisten, sondern den großen Gemeinschaftsbildner suchen. Während sich das Chaos um uns täglich mehrt infolge der Teufelei von Versailles und der lawinenartigen Gemeinflucht im Innern, kann man überall in Deutschland die Anfänge einer willigen und frohen, brüderlichen und zarten Gemeinschaftsbildung bemerken. Es reißt etwas unter der Decke heran. Gegenüber den ungeheuerlichen Zerstörungskräften des Chaos würden diese leisen Ansätze eines Sichwiederfindens wieder untergehen müssen, wenn unsere Generation versagt. Die Loslösung des Individuums aus den alten Bindungen kann in gemeinschaftsfeindlichem und in gemeinschaftsuchendem Sinne geschehen. Verbände und Familien sind auseinandergerissen, Arbeitsziele zerstört, die Erhaltung unserer Rasse in Frage gestellt, aber während die einen aus der Auflösung die Folge ziehen, keine Verantwortung für die Zukunft mehr zu fühlen und mit der Grundstimmung, „nach uns die Sintflut“ die Triebe des Individuums zügellos und vernichtend ausleben, ziehen die anderen umgekehrt aus der ihnen auferlegten Armut und dem neuen Bößbat in der großen Unsicherheit alles Bestehenden die entgegengesetzte Folgerung, mit ihrer ganzen Person in der Solidarität des Volkes und des Staates aufzugehen. In demselben Maße wächst ihre Persönlichkeit. Wenn über dem an sich selber dahinstorbenden Chaos eine Generation ersteht, die im höchsten Sinne alles nur auf den Staat bezieht, und eine Staatsvernunft des praktischen Idealismus sich bildet, dann, aber auch nur dann, können wir den Untergang unserer bisherigen Gemeinschaft und Kultur ohne Verzweiflung mit ansehen. Wir erleben einen Bankrott, und der Bankrott eines Volkes ist eine andere Sache, als der eines einzelnen; aber wegen eines Bankrottes verzweifelt man nicht, sondern man fängt wieder von

vorne an. Wenn wir unsere spezialistischen Gaben und Fähigkeiten in Deutschland in einer neuen Gesinnung sammelt, so sind wir stärker, als wir heute ahnen. Was für uns selbst aus der kommenden Arbeit materiell erspringt, bleibt ungewiß. Wahrscheinlich aber ist es, daß auch die äußere Wohlfahrt der kommenden deutschen Geschlechter gegründet wird durch das spürbare Wehen des Geistes unserer Generation. Was braucht heute Deutschland am dringendsten? Ein Heer, eine Flotte, Kolonien, Wohlstand, Freiheit, reichliche Nahrung, menschliche Nachbarn, ein wenig Glück nach so viel Mißjahren, alles dies kann es heute noch eher entbehren als das Eine, das ihm am meisten fehlt, eine Treugemeinschaft innerhalb seiner selbst. Wer an ihr mitarbeitet, mit größerer oder kleinerer, aber ganzer Kraft, tut, was Luther, Bismarck oder Hindenburg zu ihrer Zeit an ihrem Stoff getan.

